



liebe leser,

tirol ist ein »heiliges land«. die kirche ist eine gesellschaftliche kraft. man kommt an ihr nicht vorbei, ob man sich nun mit nietzsche fragt, ob gott tot sei oder nicht.

wir haben den stier an den hörnern gepackt, und unsere mitarbeiterin honnetore battisti — die die beiträge zu »grüt & die weit« zusammengestellt hat — zeigt in ihrem artikel, wie eine mischundertzung aus einem engagierten-christlichen standpunkt mit religion und kirche aussehen kann. günter palaver übernimmt mit seiner schmähung des herjesu-kultes die rolle des gottlosen ketzers.

»macht & machenschaften: unter diesem titel starten wir eine neue serie, in der wir den mächtigen hinter die kulissen schauen: diesmal blicken wir hinter die glänzenden fassaden des karlwanzes von meran, wo unter der regie des allgewaltigen siegfried unterberger seltsame dinge geschehen. benedikat sauer gibt in seinem beitrag aufklärung über die einflußnahme der italienischen wirtschaft auf das pressewesen.

der skolast ist kind der hochschülerschaft: michaela ralser und heini grandi plaudern aus der studenenküche, wie üblich am schluß die bücher.

god bless you.
g.g./w.l.

DER UNERHÖRTE MUT, DEN FRAUEN BEWIESEN HABEN...

Gespräch mit Frau Prof. Herlinde Pissarek-Hudelist
über feministische Theologie, geführt von Hannelore Battisti

Skolast: Frau Professor Pissarek, könnten Sie zu Beginn kurz erklären, was unter feministischer Theologie zu verstehen ist?

Pissarek: Feministische Theologie ist eine Theologie, die von Frauen betrieben wird, die sich ihrer Unterdrückung, ihrer Selbstentfremdung und ihrer Fremdbestimmung in Gesellschaft und Kirche bewußt geworden sind. Es handelt sich also um eine Begegnung zwischen Feminismus und Theologie. Wie die Befreiungstheologie aus der Sicht der Armen, so versuchen feministische Theologinnen vom Standpunkt der Frauen die Theologie neu zu durchdenken. Feministische Theologie entsteht nicht dadurch, daß Frauen schlechthin Theologie betreiben, sondern Frauen mit einem bestimmten Erfahrungs- und Bewußtseinsstand.

Skolast: Frauenbewegte Frauen denken über Theologie nach. Welche Inhalte ergeben sich daraus?

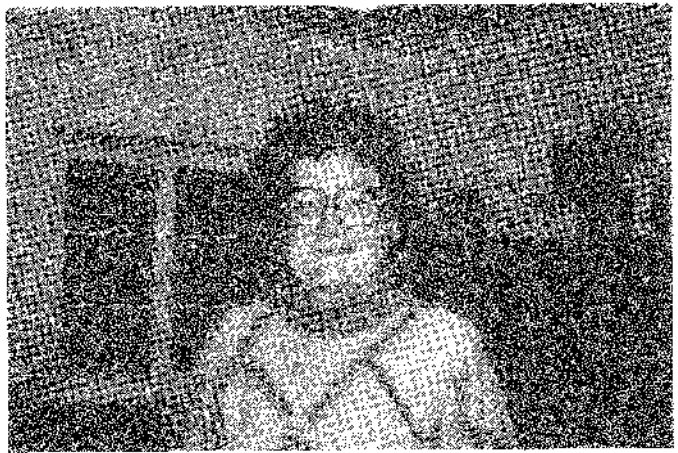
Pissarek: Da müßte man vorher sagen, daß es zwei Hauptströmungen innerhalb der feministischen Theologie gibt; die eine, die in der jüdisch-christlichen Tradition bleiben will und die andere, die diese bereits verlassen hat, weil sie meint, die Kirche sei so hoffnungslos sexistisch und patriarchalisch, daß Frauen nur mehr ausziehen können und eine Antikirche, eine Schwesternkirche bilden müssen.

Skolast: Aus der Unterschiedlichkeit dieser beiden Strömungen ergeben sich auch verschiedene Inhalte für die feministische Theologie.

Pissarek: Ja, selbstverständlich. Es ist so, ich unterscheide zwischen formalen und inhaltlichen Fragen. Zu den formalen zähle ich die Sprache, das Aufmerksamwerden, daß auch Sprache ein Instrument der Unterdrückung sein kann. Es gibt die Methode, einfach zu verschweigen, was einem nicht paßt. So etwas ist in der Kirche passiert und passiert immer noch.

Gottesbilder, die so männlich sind

Man redet in männlichen Sprachformen (die Bruder!) und fast gar nicht von Frauen. Das heißt, daß Frauen einfach totgeschwiegen werden. Und das gehört noch einmal überlegt in Bezug auf die Bibel, weil dieses Dokument so bindend ist für verschiedene Kirchen und weil es eine unerhörte Wirkungsgeschichte entfaltet hat. Die Bibel ist eben sprachlich sehr patriarchalisch ausgerichtet. Außerdem muß man natürlich auch sehen, daß hier die Liturgie selektiv gewirkt hat. Bestimmte Teile der Schrift sind durch den häufigen Gebrauch im Gottesdienst sehr bekannt, andere, wo Frauen vorkommen, überhaupt nicht.



Zum Beispiel hat Marta ein gleichwertiges Messiasbekenntnis abgelegt wie Petrus, mir ist das nicht bekannt geworden. Darauf bin ich selbst erst durch die feministische Theologie gekommen. Dann die Gottesfrage: Ich muß sagen, ich hab' das selber auch als erschreckend erlebt, daß meine Bilder und Symbole von Gott männlich sind. Wir haben ja ständig von *dem* Vater, *dem* Sohn und *dem* Heiligen Geist geredet.

Skolast: Männliche Bilder von Gott sind für Frauen oft sehr belastend.

Pissarek: Das ist richtig. Da ist zum Beispiel das Herrscherliche am Gottes- und auch am Vaterbegriff. Deshalb hat die feministische Theologie hier Kritik an einseitigen Gottesbildern geübt, und es gibt eine ganze Reihe von Frauen, die die verborgenen Schätze aus der Bibel herausgeholt haben. Es gibt sehr viele weibliche Bilder für Gott. Die Bibel selbst ist nämlich weniger sexistisch, als ihre Benutzer, Ausleger und Herausgeber.

Skolast: Sie sprechen von der Sprache der Kirche, vom Umgang mit der Bibel und vom Gottesbegriff. Diesen Ausführungen ist zu entnehmen, daß Sie der Gruppe von feministischen Theologinnen angehören, die innerhalb der Tradition und der Kirche bleiben wollen.

Pissarek: Ja, eindeutig. Wenn ich etwas verändern will, muß ich drinnen bleiben, wie der Sauerteig im Mehl bleiben muß, damit das Ganze durchsäuert wird. Das gilt für mich. Ich verstehe aber, daß es Frauen gibt, die solche Verletzungen erlitten haben

in dieser Kirche, daß sie gehen müssen. Andererseits erwarte ich Verständnis auch für mich ... es ist nicht einfach Feigheit oder mangelfolle Konsequenz, sondern eine Entscheidung. Die ich getroffen habe, die ich vor meinem Gewissen verantworten kann.

Skolast: Ihr Weg geht also über die traditionelle Theologie zur feministischen Theologie. Wie kommen Sie als feministische Theologin mit der ganzen Kirchlichkeit zurecht, also mit Hierarchie, Dogmen, Macht ...?

Ich mein', letztlich ist der ganze Laden nur auszuhalten; wenn man glaubt, daß mehr dahinter steckt ...

Pissarek: Ich habe das Glück gehabt, durch meinen Lehrer Karl Rahner eine außerordentlich mutige und offene Form von Theologie erlernt zu haben. Es lag an seiner Art des Theologietreibens, an seiner tiefen Kenntnis der Tradition, an seiner Kühnheit und Aufgeschlossenheit für das Neue. Für mich haben sich daher Normen und Dogmen nie so starr und unänderlich gezeigt, sondern gleichsam wie ein Bett eines lebendigen Stroms. Veränderungen waren und sind für mich möglich. Natürlich habe ich auch negative Erfahrungen mit der Kirche gemacht, aber nicht vorwiegend. Es gibt Frauen, die Theologie als Herrschaftsinstrument erfahren haben, das nur gegen sie gewendet hat. Mich hingegen hat Rahner sehr ermutigt, daher bin ich der Theologie gegenüber positiv eingestellt.

Skolast: Also hat Ihnen die Art, wie Sie durch Karl Rahner Theologie erfahren haben, ermöglicht, trotzdem in der Kirche zu bleiben?

Pissarek: Richtig. Das ist einer der Gründe. Ich hatte so den Eindruck, nicht nur Sauerstoff zum Überleben, sondern Ozon zu einem Leben in Fülle zu gewinnen. Es gibt noch den glaubensmäßigen Grund. Das ist letztlich eine Entscheidung. Ich mein', letztlich ist der ganze Laden nur auszuhalten, wenn man glaubt, daß mehr dahinter steckt ...

Skolast: Sie haben also einen wesentlichen Glaubensgrund und für's übrige eine breite Frustrationstoleranz.

Ich sag's Ihnen ganz offen, daß es manchmal zum Verzweifeln ist

Pissarek: Darf ich's noch einmal anders sagen: Mein Lieblingsbild von Kirche ist die pilgernde Kirche. Da gibt es kein Oben und Unten, sondern Verschiedenheit auf gleicher Ebene und Bewegung auf die Zukunft Gott hin. Mit diesem Bild kann ich aushalten, daß mich manche Leute so ungeschuldig machen, weil ich neunundneunzigmal bei Adam und Eva anfangen muß. Ich möchte das Ärgernis nicht verschleiern, das natürlich auch ich empfinde, wenn die Kirche anders redet, als sie handelt. Ich sag's Ihnen ganz offen, daß es manchmal zum Verzweifeln ist. Es ist erstickend, erdrückend, es ist ein solcher Jammer, daß eine Botschaft, die als Frohbotschaft verstanden werden will, die Befreiung bewirken soll, daß diese die Leute oft so krümmt. Manche Kirchenmenschen brauchen anscheinend ganz starre Maßregeln, an die sie sich halten können; denen scheint jede Bewegung und Veräuterung etwas Furchtbar Angsterregendes zu sein. Sie haben das Gefühl, das Chaos bricht aus. Sie wünschen und geben ganz genaue, präzise Anweisungen. Sicherheit.

Eine Frohbotschaft, die die Leute oft so krümmt

Weil sie selber ein Korsett brauchen, glauben sie, alle anderen brauchen auch eines. In Wirklichkeit kann dies der Jammer einer angsterfüllten Persönlichkeit sein.

Skolast: Es gibt Frauen, die meinen, Feminismus und Theologie seien Bereiche, die absolut unvereinbar wären.

Pissarek: Ja, da gibt es Frauen von beiden Seiten, die das für unvereinbar halten. Feministinnen schütteln den Kopf, wenn sie etwas von Kirche hören, und Theologinnen und Frauen in der Kirche haben den Eindruck, das paßt nicht zusammen. Feministische Theologinnen ziehen sich oft die Wut von beiden Seiten an. Aber der unehörte Mann, den hier der Feminismus bewiesen hat, ist, daß er innerhalb eines geschlossenen Systems von Männerratschaft den Vorstand aufgebracht hat, hinauszu denken. Seit ich feministische Theologie kenne, das ist seit 6 Jahren, kann ich das ganze gleichsam nochmals von außen anschauen und sehen, wie auch ich vieles für selbstverständlich und für gottgewollt gehalten hab', was in Wirklichkeit das Ergebnis von Diskriminierung war.

Skolast: Es besteht die Gefahr, daß Basisbewegungen, wie die feministische Theologie, von der Kirche vereinnahmt werden und schließlich nur noch eine Alibi-Funktion erfüllen.

Pissarek: Ich glaub', das spartlose Verschlucken gibt es nicht, ich hab' den Eindruck, daß die feministische Theologie und die Befreiungstheologie schon viel verändert haben. Wohl könnten manche belächelt werden, daß sie zahlos gemacht werden, verstehen Sie? Daß sie harmlos gemacht werden. Aber ich glaub', es ist schon unheimlich viel passiert und auch in Zukunft wird sich noch manches ändern.

Skolast: Nun zu den spezielleren Fragen: Sie können die Ansicht der Kirche zur Abtreibung, zur Empfängnisregelung, zum Thema Sexualität überhaupt. Wie ist Ihre Position dazu?

Frauen als Sündenböcke männlicher Projektion

Pissarek: Ich glaub', es gibt in der Kirche einen langen Strang von Leibleidlichkeit. Augustinus hat da ungeheuren Einfluß gehabt, auch was seine Einstellung zu Frauen betrifft. Daß Sexualität nur zur Fortpflanzung diene, daß jedes lustvolle Empfinden Sünde sei, dieses Erbe haben wir 1300 Jahre her ungetragen. Die Kirche hatte es außerdem jahrhundertlang nicht nötig, etwas zu begründen, einfach gebieten und verbieten und Schluss. Vom Wesentlichen des Christentums glaube ich jedoch an eine positive Akzeptanz der Leiblichkeit.

In der Kirche ist eine tief gespaltene Haltung da, auch sehr viel Angst vor Frauen. Dahinter steckt auch die Angst vor der eigenen Leiblichkeit und Sexualität und oft werden Frauen als Sündenböcke eigener Projektionen hingenommen. Das hat viel Gewalt erzeugt und mündet in die Tragödie schließlich, die Hexenverbrennung!

Die Kirche hat es jetzt mit Ach und Krach geschafft, etwas gegen Antifeminismus zu sagen. Aber gegen Antifeminismus und ein Wort der Reue für die Hexenverbrennungen, das fehlt! Also, mit wieviel immer noch schlecht, wenn ich daran denk' ... Wie lang das gedauert hat, 300 Jahre lang!

Die Kirche ist mitschuldig am Leid der Frauen

Die Kirche hat sich mitschuldig gemacht am Leid der Frauen, durch ihre Unterwerfungstheologie, durch den Einfluß der Kirche auf die Gewissen der Menschen reicht weit über die Kirchgänger/innen hinaus. Sie hat oftmals den Frauen ein schlechtes Gewissen gemacht.

Was nun die Empfängnisregelung betrifft, da kann ich nur noch stumm die Hände ringen. Wie kann man nur so argumentieren, daß jeder geschlechtliche Akt von Natur aus für Zeugung offen sein soll, wenn der Zyklus der Frau dem widerspricht. Frauen sind ja nur einmal innerhalb von 4 Wochen für sehr kurze Zeit empfängnisfähig. Ich glaube, da steckt die alte Auffassung dahinter, daß das Lebenspendende der männliche Same sei und die Frau nur den Nährboden liefere. Ich meine, daß die Frage der Verblüdung der Verantwortung des jeweiligen Paares überlassen sein soll.

Zur Abtreibung: Das ist das Element schlichthin, weil die eine Sei-

re nicht an das Kind, die andere nicht an die Frau denkt. Ich selber hab' erlebt, daß auch unter Feministinnen das Thema Abtreibung tabuisiert wird. Für mich ist ein weinendes Kind das Hilfloseste, was es überhaupt gibt. Also gefühlsmäßig und vom Christentum her, das ja die Stimme der Wehrlosen ist, bin ich gegen Abtreibung. Andererseits sind Frauen manchmal in Situationen, das ist schlichtweg himmelschreiend! Für betroffene Frauen ist oft zu wenig Hilfe da und es gibt entsetzliche Konfliktsituationen. Mit Ururteilen ist da gar nichts getan. Wir sollten versuchen, in der Kirche aufklärend zu wirken. Ich kann nicht zugleich gegen Verhütung und gegen Abtreibung sein!

Skolast: Wie würden Sie also einer Frau raten, die sich in einer solchen Situation befindet?

Pisarek: Ich würd' versuchen, diejenigen zu ihrer Entscheidung zu helfen, verstehen Sie?

Skolast: Es gibt bei uns die sogenannte «Bewegung für das Leben», die mit den verschiedensten Methoden versucht, den Frauen moralisierend ins Gewissen zu reden und die dafür eintritt, Abtreibung auch gesetzlich zu verbieten, also unter Strafe zu stellen.

Pisarek: Weder die bloße Möglichkeit zur Abtreibung noch der moralische Appell hilft in dieser Situation, sondern das Engagement für die konkret betroffene Frau. Was mich so ärgert, ist die verschleierte Sprache von beiden Seiten. Zum Beispiel wird auf der einen Seite von Schwangerschaftsunterbrechung gesprochen, dabei handelt es sich eindeutig um einen Abbruch. Auf der anderen Seite ist die Kirche; manche Priester, die gegen die Abtreibung weitem, verschweigen das, was mit den geborenen Kindern passiert. Wo ist der entsprechende Einsatz gegen Krieg, gegen Atomrüstung, gegen Umweltsterben?

Der latente Haß gegen Frauen

Wo ich Bauchweh krieg', ist der latente Haß gegen Frauen, der mit der Abtreibungsdiskussion gekoppelt ist. Verstehen Sie, dann wird die einzelne Frau zur Mörderin, ohne daß die Mitschuld ihrer Umwelt angesprochen wird.

Skolast: Frau Professor, können Sie zum Schluß noch einen Ausblick geben? Wie soll's weitergehen, welche Chancen hat die feministische Theologie für die Zukunft?

Pisarek: Es besteht die Chance, der herkömmlichen Theologie zu zeigen, daß die Perspektive der Frauen fehlt. Es muß noch viel an Bewußtseinsbildung getan werden. Es gibt tatsächlich Lernfähigkeit bei den Menschen in der Kirche. Und ich glaub', daß der Geist lebendig bleibt. Wir sind ja gerade in einer Situation, weiträsten, Vergiften der Natur usw., daß wir doch alle unsere Kräfte brauchen und es uns nicht leisten können, daß die eine Hälfte der Menschheit unsere Zukunft bestimmt und zerstört. Da müssen wir im Namen der kommenden Generation aufstehen und sagen: So geht es nicht. Die Männer müssen zum Ausgleich an der Familie mehr Anteil nehmen und die Frauen müssen mehr in den Raum der Öffentlichkeit, denn die lebenswichtigen Aufgaben der Gesellschaft und der Kirche können nur gemeinsam gelöst werden.

Herlinde Fetzner-Rudolf ist derzeit ordentliche Professorin für Katechetik und Religionspädagogik an der Theologischen Fakultät der Universität Innsbruck und somit einzige Theologieprofessorin in Österreich. Sie befaßt sich in ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit mit den Bereichen Dogmatik, Katechetik und Religionspädagogik. Die Rolle der Frauen in der Kirche war für sie stets ein wichtiges Thema. Seit etwa sechs Jahren engagiert sie sich für jenseitige Theologie, für die Befreiung der Frauen in der Kirche.

Jungfrauenbund Kallern



KIRCHLICHE NEUROSEN

Wie christliche Erziehung das Christliche verhindert

Es gibt Menschen, die sich in ihrem Leben klar für eine Lebensgestaltung und damit für eine »Weltinterpretation« entschieden haben, für arbeitsreiche Sichtweisen oder für religiöse. Um solche soll es hier nicht gehen. Vielmehr möchte ich diejenigen ansprechen, die vorgeben, nicht an religiöse Interpretationen zu glauben und dabei ängstlich und krampfhaft alles Kirchliche, Religiöse und Christliche von sich fernhalten, als wäre dies alles eine schlimme ansteckende Krankheit. Daß ein solches Verhalten nichts mit Freiheit zu tun hat, leuchtet sofort ein. Genauso wenig wie das jener Menschen, die ebenso ängstlich und krampfhaft »zum Glauben hinführen« wollen und dabei nicht selten Macht ausüben. Beides sind meines Erachtens »neurotische« Haltungen, die eine gewissen Form der religiösen Sozialisation in dieser Kirche hervorbriagt. Diese These soll an Folgenden belegt werden. Dabei ergreife ich energisch Partei für das Christliche, das befreienden und heilenden Charakter hat und verliere diese Perspektive nicht aus den Augen, auch wenn ich an den Praktiken der Religionsvermittlung und der Kirche Kritik übe. Ich tue dies im Namen einer Befreiung, die das Gegenteil ist von Anpassung und Unterordnung. Es gibt in der Literatur genügend Beispiele, die mich traurig machen, weil Menschen oft so sehr unter ihrer religiösen Sozialisation leiden, daß sie in einer masochistischen Art an die Religion gefesselt sind; eine unheilvolle Verbindung, weil sie jede freie Entscheidung für oder gegen das Christliche verhindert. Tilmann Moser spricht in seiner »Gottesvergiftung« diesen Gott direkt an: »Es ist ungeheuerlich, wenn Eltern zum Zwecke der Erziehung mit dir paktieren, dich zu Hilfe nehmen bei der Finschlüchterung wie bei der Vermittlung fiktiver Geborgenheit ... Aber deine Geschichte ist ja nichts anderes als die Geschichte deines Mißbrauchs.«¹

Moser versucht eine Aufarbeitung seiner religiösen Sozialisation, um sich von dem Gott der Kindheit zu befreien. Voller Betroffenheit lesen wir den Satz, den er an den Anfang des Buches stellt: »Freut euch, wenn euer Gott freundlicher war«. Barbara Frischmuth richtet am Ende ihres Romans, in dem sie die religiöse Erziehung ihrer Kindheit beschreibt, folgende Frage an uns: »Du sagst also, daß du nicht mehr glaubst ... Und hast du etwa nie mehr Gewissensbisse? Und wenn du schon nicht glaubst, warum machst du dann nicht alles, ich meine wirklich alles?« Wir begreifen, was die Autorin sagen will; es ist sinnlos, Kirche und Religion beiseite zu legen und dabei die Macht der religiösen Sozialisation zu übersehen. Auch die Entscheidung für ein wirklich befreiendes Christentum braucht die Auseinandersetzung mit den Wurzeln des religiösen Lebens. Ich möchte hier die Gefahren einer krankmachenden religiösen Erziehung aufzeigen und verwende dazu unter anderem Kinderaussagen in Religionsheften und im Deutschunterricht aus den Jahren 1968 — 1978.² Christentum kann zur Ideologie werden, wenn Kindern Erziehungsnormen auferlegt werden, die zur Anpassung und Unterordnung führen, anstatt die ganzheitliche Befreiung zu fördern.

I

»... Ich will stets der Mutter folgen« vom Gehorsam

Wie kann ich meinen Vorgesetzten Freude bereiten?
Ich kann meinen Vorgesetzten Freude bereiten, wenn ich ihnen folge, wenn ich mich in der Pause richtig anstelle, wenn ich ihnen Blumen bringe, wenn ich in der Kirche immer fest zum Altar schaue ...

Wer sind meine Vorgesetzten?

Meine Vorgesetzten sind der Pfarrer, die Lehrerin, die Eltern, die Italienschleherin.

Oberstes Gebot: Gehorsam. »Das Kind muß möglichst früh schon lernen und üben, daß sein Wunsch, sein Verlangen nicht das höchste in der Welt ist, sondern daß es seinen Willen einer höheren Macht, wenn sie im Recht ist, unterordnen muß.« So schreibt A. Wirth, ein Pädagoge der sechziger Jahre, dessen Schriften heute noch in katholischen Kreisen kursieren (!): »Es muß lernen, sich zu beugen, sich unterzuordnen unter die rechtsmäßige Ordnungsmacht, die wir gewöhnlich Autorität nennen.«³ Solche markanten Auedrückte gehören gottseidank der Vergangenheit an, jedoch möchte ich warnen vor den ebenso gefährlichen, subtil verpackten Tendenzen, die es heute noch gibt, wenn normatives Denken die freie Entwicklung der Kinder hemmt.

Daß Gehorsam der Kinder den Erziehern bequem ist — so wie die Unterwürfigkeit der späteren Erwachsenen den Herrschenden dient — ist verständlich. Die Pflicht zum Gehorsam aber wird durch die religiöse Erziehung überhöht, letztlich einem unhinterfragbaren Gott die Verantwortung zugeschoben. Die kirchliche Hierarchie ist ganz dem Gehorsamsprinzip verpflichtet und legitimiert alles mit dem Gehorsam Jesu gegenüber seinem Gott. Außerdem ist die Kirche der Auffassung, daß göttliche Gnade nur von »oben nach unten« wirke.⁴

Besonders für Frauen hat diese Orientierung so manche Tendenzen in der Gesellschaft verstärkt. Frauen werden sehr gerne an Demut und Gehorsam erinnert, Frauen sind es auch, die in ihrer Selbständigkeitsentwicklung gehindert, denen politisches und öffentliches Auftreten zumindest im Bereich der Kirche immer noch untersagt ist. Die Parallele zum Glauben ist schnell gezogen, das begreift auch ein Kind:

Jesus gibt sich für uns auf dem Kreuze hin.

Die Mutter gibt sich für die Familie her.

Was hier an-erzogen wird, ist eine autoritätsabhängige Haltung: Das Wort, die Meinung des Vorgesetzten, des »Höheren« ist also wirklich mehr wert und es geht darum, zu gehorchen, blind zu vertrauen. Selbst Aufsatzthemen, an Kinder gerichtet, lassen oft keine andere Wahl:

»Erzähle, wie es dir einmal schwer gefallen ist, zu gehorchen!«
»Ich war unfolgsam!«

»Das Schuljahr ist zu Ende, überlege, ob du immer deine Pflicht getan hast!«

Eine solche Moral zieht darauf ab, Kinder nach dem Prinzip Strafe und Gehorsam zu erziehen, daß all das als gut empfunden wird, was nicht mit Strafe verbunden ist, all das, was den Vorgesetzten wohlgefällt. Das verhindert in vorzüglicher Weise das Entstehen einer autonomen Moral und es gibt genug Menschen, die sich lebenslang an Strafe und Gehorsam orientieren.⁶⁾ Zum Gehorsam gehört die Kirchlichkeit. Erziehung zu einer kritiklosen Kirchlichkeit ist natürlich das Ziel dieser Anpassung:

Ich schme immer fest zum Altar.

Ich soll glauben, daß die Hl. Schrift das Wort Gottes ist.

Ich freue mich auf jede Religionsstunde.

Ich gehe oft zur Schulmesse.

Ich werde ganz oft an Gott denken.

Ich werde immer auf dem rechten Weg bleiben.

Der rechte Weg ist natürlich der der Kirche. Welches Gewicht der Kirchlichkeit beigegeben wird, geht aus weiteren Religionsheften hervor: es reicht von der Kenntnis (Auswendiglernen) der Sakramente, der Heiligen Dinge, der 10 Gebote, der Bibel, bis zu den genauen Verhaltensanweisungen in der Kirche, bei der Messe. Kirche und Religion werden sorgfältig miteinander verwoben — Kirche, die Institution, von Männern mit unterschiedlichen Methoden und mit mehr oder weniger Repression durch die Jahrhunderte getührt; Christentum, eine Interpretation von Wirklichkeit, wenn man so will, das für manche Menschen eine gute Grundlage zur Selbstfindung sein könnte. Es verwundert nicht, daß Kirche und Christentum so verwoben wahrgenommen werden. Aber das Interesse der Kirche an dieser Koppelung ist verständlicherweise groß. Sie will weiterhin die Alleinvertretung des Glaubens und der Wahrheit für sich beanspruchen, nicht zuletzt, weil sich damit Macht verknüpft. De-

finitionsmacht über die Wirklichkeit, über die Moral der Menschen. Nie und nirgends läßt sie durchblicken, daß sie laufend Mutmaßungen über die Gestalt der Wirklichkeit anstellt. Jedes Dogma eine Mutmaßung, zugleich ein Spiegel der jeweiligen Zeitverhältnisse und natürlich der Ängste und Sorgen der Mutmaßler

II

»Ich habe das Heilige Opfer aus eigener Schuld nicht mitgefeiert ...« von Sünde und Schuld

Schon im frühestem Kindesalter beginnt die Rede von Sünde und Schuld. Das Kind wird schuldig, weil es zu wenig aufmerksam ist, weil es nicht gehorchen will, weil es nicht die »richtigen« Gedanken im Kopf hat ...

Du hast mich so lieb, lieber Gott,

und ich war so ungehorsam.

Ich will mich anstrengen,

ein besseres Gotteskind zu sein.

Ich will gegen meine Fehler ankämpfen.

Ein acht- oder neunjähriges Kind soll bereits seine Fehler erkennen und nicht genug, es soll sie auch noch bekämpfen. Ein Schuldbewußtsein wird an-erzogen. Dabei gelten ganz klare und starre Normen zur Orientierung.

Es gibt das Gute und das Böse. Dieser Dualismus wird dem Kind schon von klein an nahegebracht. Die Unterscheidung ist klar und einfach und die Definitionsmacht besitzt die Kirche. Kinder lernen schon früh, welche Gefühle erwünscht und welche unerwünscht und verboten sind:

Ich habe zu wenig Ehrfurcht und Gehorsam gegenüber den Vorgesetzten.

Ich denke nur an mich.

Ich feiere ungern das heilige Opfer mit.

Ich folge der Madonna nicht so gerne.

»Die Tatsache, daß die Kirche selbst vor Gedankenstünden warnen, ist geradezu eine Aufforderung, Unerlaubtes nicht anzurühren und weiter zu verdrängen«, schreibt E. Ringel.⁷⁾

Eine Strategie, mit dieser Schuld umzugehen — sie bleibt auch im Erwachsenenalter erhalten — ist jene, die eigene Person stets mit Schuld und Versagen zu belasten, woraus es kein Entrinnen gibt. In einem Religionsheft steht der Satz geschrieben: »Man muß eigene Fehler einsehen und die des anderen übersehen«. Besonders Frauen sind anfällig gemacht worden, alles und jedes auf persönliches Versagen zurückzuführen; die übergroße Verantwortung »für die ganze Welt« belastet, endrückt und entmutigt.

Eine sehr verbreitete Methode, mit unerwünschten Gefühlen umzugehen, ist die Verdrängung und Harmonisierung. Dabei geschieht dasselbe wie überall, wo starre Normen herrschen, die als solche nicht erkannt werden und sich zu der einen unhinterfragbaren Wahrheit verdichten, diese gottgewollte Wahrheit, die uns zwei Möglichkeiten läßt; entweder wir versuchen, diesen Normen stets zu entsprechen und bedecken uns mit Schuldgefühlen, weil wir ohnehin niemals genügen. Gott wird zum grausamen Überforderer. So schreibt Tilman Moser in seiner Anklageschrift: »Deine Bedingungen waren zu hoch für mich, und niemand hat sie gemildert, weil von einem bestimmten Punkt an nicht mehr davon die Rede war. Ich habe dich gelegentlich gebeten, mich auf die Seite der "Schafe" zu nehmen, doch ich wußte, daß ich zu den Böcken gehörte.«⁸⁾

Eine zweite Möglichkeit ist, das Unerwünschte, das »Böse« in uns nicht mehr wahrzunehmen; wir konstruieren ein ideales Gebäude unseres Selbst, das buchstäblich halbiert ist, ein Selbstbild, das fernab von der Wirklichkeit existiert, weil das »Böse« nach außen verlegt werden muß. Eine trügerische Harmonie ist hergestellt, die zudem auf Kosten der Mitmenschen gehen kann.



»Wer sind die Helfer des Teufels?
Die Helfer des Teufels sind:
schlechte Zeichner, der Fernseher,
schlechte Geschichten, schlechte
Menschen.«

Kinder lernen, daß nicht alle ihre Lebensänderungen erwünscht sind, daß die Zähmung schon früh beginnen muß, um den wilden Strom der Regungen zu bändigen.

III

»Ich will immer brav sein« von den guten Vorsätzen

Ich passe in der Schule oft auf.
Ich gehe oft zur heiligen Messe.
Ich streite nie mehr mit meinem Bruder.
Ich helfe anderen Menschen.
Ich will immer brav sein.
Ich bringe mehr Opfer.

Passive Attribute der Moral sind großgeschrieben. Ehe Kinder wissen, wie sie sich durchsetzen oder selbst behaupten können, lernen sie schon zu verzichten, zu verzetteln und sich selber in den Hintergrund zu rücken. Die Erzieher sind angstlich darauf bedacht, daß kein Funke »Eitelkeit« sich entzündet. Die Erwachsenenwelt, für Kinder ohnehin bedrückend, weil sie doch mächtiger ist, wird noch größer, mächtiger und willkürlicher. Demütig-erleidende Verhaltensweisen werden besonders Frauen nahegelegt, unterstützt durch die vorherrschende Praxis der Frauendiskriminierung. Der Ärger über Ungerechtigkeiten sollte lieber verschwiegen werden, um das sogenannten Friedens willen. »Liebet eure Feinde« ist ein Ausspruch, der mißverständlich bleibt. Wie viele Menschen, wie viele Frauen haben aufgrund einer falsch verstandenen Feindesliebe nie gelernt, sich durchzusetzen oder ihre erdrückenden Verhältnisse zu ändern! Daß das Überwiegen der passiven Attribute nicht zu Selbstbe-
wusstsein führen kann, versteht sich von selbst. Die Entfaltung der Persönlichkeit ist ebenso auf Konfrontation angewiesen, wie auf Solidarität. Aber aktive, identitätsfördernde Eigenschaften unterliegen stets dem Verdacht des Egoismus, der Selbstsucht. Fatal ist dies besonders im Umgang mit Kindern, die gerade diese aktiven Fähigkeiten entwickeln müssen, um später genügend Vertrauen in das eigene Tun und schließlich auch in das der Mitmenschen haben zu können.

IV

»Wie kann ich Gutes tun?« von der Nächstenliebe

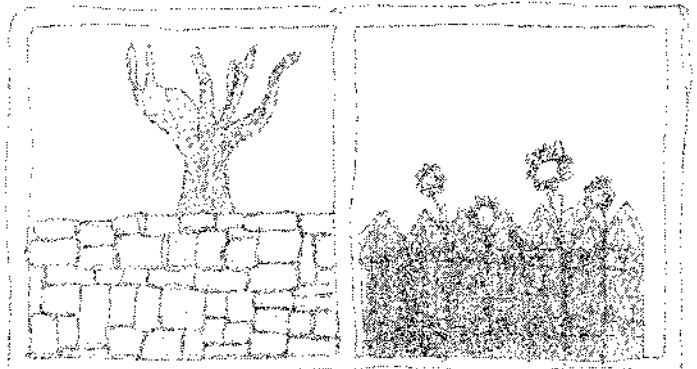
Stets bemüht, den Kindern immer wieder vor Augen zu führen, wie die Norm ihres Verhaltens aussieht, beginnt schon früh die Einübung der Nächstenliebe.

Ich werde für die Eltern täglich beten.
Meine Vorgesetzten werde ich immer freundlich grüßen.
Ich werde auch für die Heiden und Sünder beten.
Mit der Forderung, jemanden zu lieben, steht es wie mit der »Spontan-Paradoxie«. Liebe, eine gefühlsmäßige, spontane Zuneigung kann nicht befohlen werden, denn eine erzwungene Liebe ist keine. Kindern aber wird unter Schuldgefühlen aufgetragen, ihre Mitmenschen zu lieben, das heißt, ihre eigenen Gefühle zu überhören, damit »christliche Tugenden« entstehen. Ein solcher fataler Irrtum rührt daher, daß christliche Erzieher immer noch der Auffassung sind, daß Erziehung funktional sei, daß also Gefühl und Glaube an-erziehbar, also angewöhnbar seien. Hermann Stinger schreibt dazu: »Christliche Spiritualität naht dazu, die Selbstliebe zu überspringen ...

Demit die Feindesliebe kein Selbstbetrug wird, muß das Mißverständnis vermieden werden, von ihr das Vorhandensein unmittelbarer positiver Gefühle zu verlangen. Das wäre eine Art Feindesympathie, und eine solche gibt es nicht.« Sie warnen vor einer selbstquälerischen, ichschwachen Identität, sich aufzugeben, vor einer »Süßwasserstimmung« durch die falsch verstandene Norm der Feindesliebe.¹⁰

Mit dieser Norm wird außerdem eine Vorstellung vom Frieden impliziert, die mehr mit »Friedeheit« also mit einer oberflächlichen Harmonisierung zu tun hat, als mit echter Konfliktbewältigung.

Aggression ist eine Tatsache, die weder verschwiegen, noch weg-erzogen werden kann. Konfliktfähigkeit jedenfalls kann durch eine solche Erziehung nicht erreicht werden, da Konfrontation und Auseinandersetzung so sehr mit Schuldgefühlen und mit Sünde belastet sind.



... aus einem Religionsheft

V

»Wie bleibe ich schamhaft?« von der Sexualität

Sexualität war schon immer ein kritisches Thema in der Kirche. Von jeher bekam Askese einen höheren Stellenwert, das Allein-leben und das Zölibat standen in besserem Ruf, als die Ehe. Geschlechtlichkeit in der Ehe wurde auf die Fortpflanzung reduziert. Vor allem christliche Denker wie Augustinus oder Thomas von Aquin haben diese Tendenz wesentlich verstärkt. Es bildete sich ein Dualismus zwischen Leib und Seele heraus, die Annahme, daß der sündhafte Leib mit seiner Triebbedürftigkeit entgleiten könne und deshalb in Zaum gehalten werden müsse.¹¹ Von daher gelten sexuelle Bedürfnisse als weniger edel als geistige, von daher gerät Sexualität insgesamt in den Verdacht, etwas Unsittliches zu sein, über das man lieber schweigt. Schuldgefühle und Angst werden mit Sexualität verbunden. Deshalb bekommt die Sexualerziehung im Christentum eine repressive Bedeutung: »Die geschlechtliche Erziehung soll den Menschen befähigen, den Geschlechtstrieb zu beherrschen und stets die standesgemäße Keuschheit zu bewahren.« Und die Gefährlichkeit der Sexualität wird explizit von demselben Pädagogen betont: »Ja, wo das Leben in Selbstüberwindung und Opferbringen fehlt, da kann das Erschließen der Geschlechtlichkeit geradezu gefährlich werden.«¹² Denn: »Seit der Erbsünde wollen die Triebe nicht mehr dienen, sondern herrschen, nicht mit dem Geist zusammenarbeiten, ihr Eigenleben, ihr Sonderleben führen; sich selbständig machen, verabsolutieren, wie man das auch nennt.«¹³ Dieser Pädagoge empfand auch gewisse Metho-

den zur Erreichung der Keuschheit: »Wenn ein Bub imstande ist, die verlockende Schokolade über Nacht auf seinem Nachtschischen liegen zu lassen, ohne sie zu essen, ... der wird später auch den Lockungen des Geschlechtsverkehrs widerstehen können.«

Derselben Logik folgen die Kinderaussagen in Religionsheften, konfrontiert mit der Frage: »Wie bleibe ich schamhaft?« Ich entblöße mich nicht vor anderen Menschen, Ich ziehe mich in der Kabine um, Ich teile meine Kabine nicht mit anderen Badegästen, Ich trage einen anständigen Badeanzug, Meine Röcke dürfen auch nicht zu kurz sein.

Wer glaubt, daß »die Anlage des Schamgefühls« Gott in das Kind hineingelegt hat, und daß sie »durch die Art der Erziehung in seiner Entwicklung gehemmt oder begünstigt werden« könnte, für den ist eine solche Erziehung grundsätzlich legitimiert.¹⁹ Von offizieller kirchlicher Seite werden solche Aussagen insofern unterstützt, daß Sexualität so lange unterdrückt werden muß, bis zwei Personen sich in »sehnelicher Liebe« vereinen. Sexualität, die innerhalb dieses Rahmens geschieht und die nur Fortpflanzung dient, ist mit einem Male »heilig«, während jede andere Form von Sexualität die »Wärde verdunkelt«.²⁰

Das II. Vatikanum meint in seinem Dokument »Die Kirche in der Welt von heute«: »Mehrfach fordert Gottes Wort Braut- und Eheleute auf, daß sie in keuscher Liebe ihre Brautzeit gestalten und in ungeteilter Liebe ihre Ehe leben.«²¹

Die päpstliche Enzyklika »Humanae Vitae« nimmt auch zur Sexualerziehung Stellung: »Bei dieser Gelegenheit wollen wir die Erzieher und all jene, die für das Gemeinwohl der menschlichen Gesellschaft Verantwortung tragen, an die Notwendigkeit erinnern, ein der Erziehung zur Keuschheit günstiges Klima zu schaffen, so daß durch die Beobachtung der sittlichen Normen wahre Freiheit über die Hemmungslosigkeit siege.«²²

VI

Kirchliches Selbstbild und Erziehung

Wenn wir uns nun den gewünschten Dispositionen des zu Erziehenden zuwenden, so ergibt sich aufgrund der Kinderaussagen folgendes Bild: In erster Linie soll das Kind Gehorsam lernen, und dies allen Autoritäten gegenüber, den Eltern, den Lehrern, den Priestern. Wichtig ist das genaue Befolgen der kirchlichen Vorschriften, der Riten und Bräuche. Dazu kommen die sogenannten christlichen Tugenden, wie Opferbereitschaft, Demut, Nächstenliebe und Selbstherrschaft. Eine Erziehung, die angeblich alles Lebendige abwehren muß, die bei Autonomie- und Emanzipationsbestrebungen bereits das Chaos und die Anarchie fürchtet, die jeden Akt der Selbstbehauptung mit Egoismus gleichsetzt, muß auch ein Gottesbild haben, das eher einschränkt und leidet macht, als befreit. Demgegenüber schreibt A. Miller: »Wenn es wirklich einen liebenden Gott geben sollte, dann wird er uns lieben, wie wir sind, wird sich nicht verunsichern lassen durch Kritik, ... wird uns nicht Angst machen ... wird uns nicht mißtrauen, wird unsere Gefühle und Triebe leben lassen — in Vertrauen darauf, daß wir gerade auf diesem Boden fähig werden, starke und echte Liebe zu lernen, eine Liebe, die das Gegenteil ist von Pflichterfüllung und Gehorsam und nur aus der Erfahrung des Geliebtwerdens wächst.«²³

Das Erziehungsverständnis der Kirche ist eng mit ihrem Selbstbild verknüpft, das im wesentlichen über lange Zeiträume unverändert geblieben ist.

Das II. Vatikanische Konzil brachte viel Neues und bedeutete innerkirchlich einen großen Fortschritt. Die Kirche öffnete sich den Laien gegenüber und gewährte ihnen Mitbestimmung. Das Konzil war ein Aufbruch, aber seine Errungenschaften sind in der kirchlichen Praxis nur zu einem kleinen Teil Wirklichkeit geworden. Die verschiedenen Theologien der Befreiung, die

hoffnungsvollen Ansätze in Lateinamerika zur ganzheitlichen Befreiung, zur Gesellschaftskritik und zum Widerstand gegen »stünige Strukturen« sind ohne den Impuls des II. Vatikanums nicht denkbar.

Trotzdem aber läßt die Kirche immer noch an zwei Säulen fest, die meines Erachtens nicht notwendig mit der christlichen Lehre verknüpft sein müssen und die die Fortschritte des Konzils bedeutend relativieren, wenn nicht gar in Frage stellen: Die Kirche tritt unbeirrt mit absolutem Wahrheitsanspruch auf und hält, trotzdem sie von Mündigkeit redet, an ihrer hierarchischen und männlich besetzten Struktur fest, wodurch ein Oben und Unten entsteht. Was das für die Erziehung bedeutet, soll im folgenden beschrieben werden.

1. Die Kirche als Verkünderin der einzigen Wahrheit

Wer heute für sich die absolute, einzige Wahrheit beansprucht, kann in dieser pluralistischen Welt nicht ohne Verdrängung oder Intoleranz leben; wer weiß, »welche Folgen Absolutismen aller Art im Laufe der Geschichte hatten, wird die absoluten Wahrheiten und Vorstellungen mit Skepsis betrachten«²⁴ und auch die Kirche darf sich nicht als allein seligmachend begreifen. Gerade heute werden die verschiedensten Lebensmodelle sichtbar, die nichtsdestoweniger zu Glück und Selbstverwirklichung führen können. Kirche könnte heute ihr »Wissen vom Besseren«, das heißt ihre Interpretation von Wirklichkeit als eine Möglichkeit anbieten. Stattdessen ist sie aufgrund ihrer Auffassung von Wahrheit zu einer Erziehung veranlaßt, die mit Angewohnung und Einübung von religiösen Praktiken mehr zu tun hat, als mit der Gewährung einer freien Entwicklung, die schließlich zu einer Entscheidung befähigt. Glaube im christlichen Sinne kann nur als Entscheidung verstanden werden und eine solche wird durch die Erziehung zur Anpassung verhindert. Freiheit ist eine Forderung, auf der sich in der Kirche vielfach Ängste verbinden, Ängste, die damit zu tun haben, den Einfluß, die Überschaubarkeit zu verlieren und die darüberhinaus um die Rekrutierung des Nachwuchses bangen. Von daher ist es nötig, ein geschlossenes, starres, sich mehr oder weniger logisches System von Wahrheiten zu präsentieren, von daher muß das Unfaßbare benannt, analysiert, dem dualistischen Denken unterworfen werden, um den Gläubigen angeblich Orientierung und Sicherheit bieten zu können. Daß diese Gläubigen sich ablösen wollen von der Mutter Kirche, um endlich auf eigenen Beinen stehen zu lernen, kann und will sie nicht wahrhaben. Menschen, die in dieses Raster gezwungen sind, können nicht frei für Entscheidungen werden.

Es darf nicht verschleiert werden, daß ein absoluter Vertrauensanspruch, der letztlich mit dem unüberfragbaren lieben Gott legitimiert wird, mit Macht verbunden ist. Kirche verkündet Moral und »Moralen sind Ordnungs- und damit unaufhebbar verbundene Herrschaftsinstrumente. Wer Moral durchsetzt, übt erst einmal Macht aus.«²⁵ Kirchliche Missionierungstendenzen zeigen davon.

Religiöse Erziehung und ihr Mißbrauch ist vor diesem Hintergrund zu sehen. Glaube wird an-erzogen (= angewöhnt) und Kinder lernen, sich tief zu beugen, Regeln und Normen genau zu befolgen. Der Zugang zu einem befreienden Christentum wird dadurch versperrt. Wenn im Religionsunterricht heute einige fortschrittliche Tendenzen erkennbar werden, so bleibt eines erhalten: Der Ausgangspunkt allen Handelns ist die Norm der Kirche, das Kirchenjahr, sogenannte christliche Tugenden, wie Verzeihen, Verzeihen, Selbstopfer, Demut. Noch immer fürchten kirchliche Vertreter um die »Verkürzung der christlichen Wahrheit«, wenn von den Bedürfnissen der Kinder ausgegangen wird und wenn »nur« die Fragen der Kinder beantwortet werden. Kinder mit den beschriebenen passiven Attributen christlicher Moral zu konfrontieren ist eine grausame Überforderung, widerspricht den entwicklungspsychologischen Erfordernissen und mißachtet die Würde der Persönlichkeit.

2. Die Kirche als hierarchisch gegliederte Organisation

Das II. Vatikanum spricht in seiner Dogmatischen Konstitution über die Kirche deutlich über den »Unterschied, den der Herr zwischen den geweihten Amtsträgern und dem übrigen Volk gesetzt hat« und von der Kirche, die angeblich von »oben nach unten« wirke.²⁰

Die Kirche versteht sich dennoch als eine hierarchisch gegliederte, von Gott erteilte Autorität, die den Auftrag hat, die Wahrheit zu verkünden, die in der Geschichte nicht vergeht. Entscheidungen werden letztlich ganz oben an der Spitze der Hierarchie getroffen und werden mit einer unhinterfragbaren Verbindung der Höchsten mit Gott legitimiert. Dieses System, das sehr bald zu einem Machtapparat ansetzt, stützt das »Charisma der Unfehlbarkeit« und damit verbunden die Auffassung, daß mit höheren Ämtern in der Kirche auch mehr Gnade verbunden sei und somit die Verlässlichkeit geringer werde.

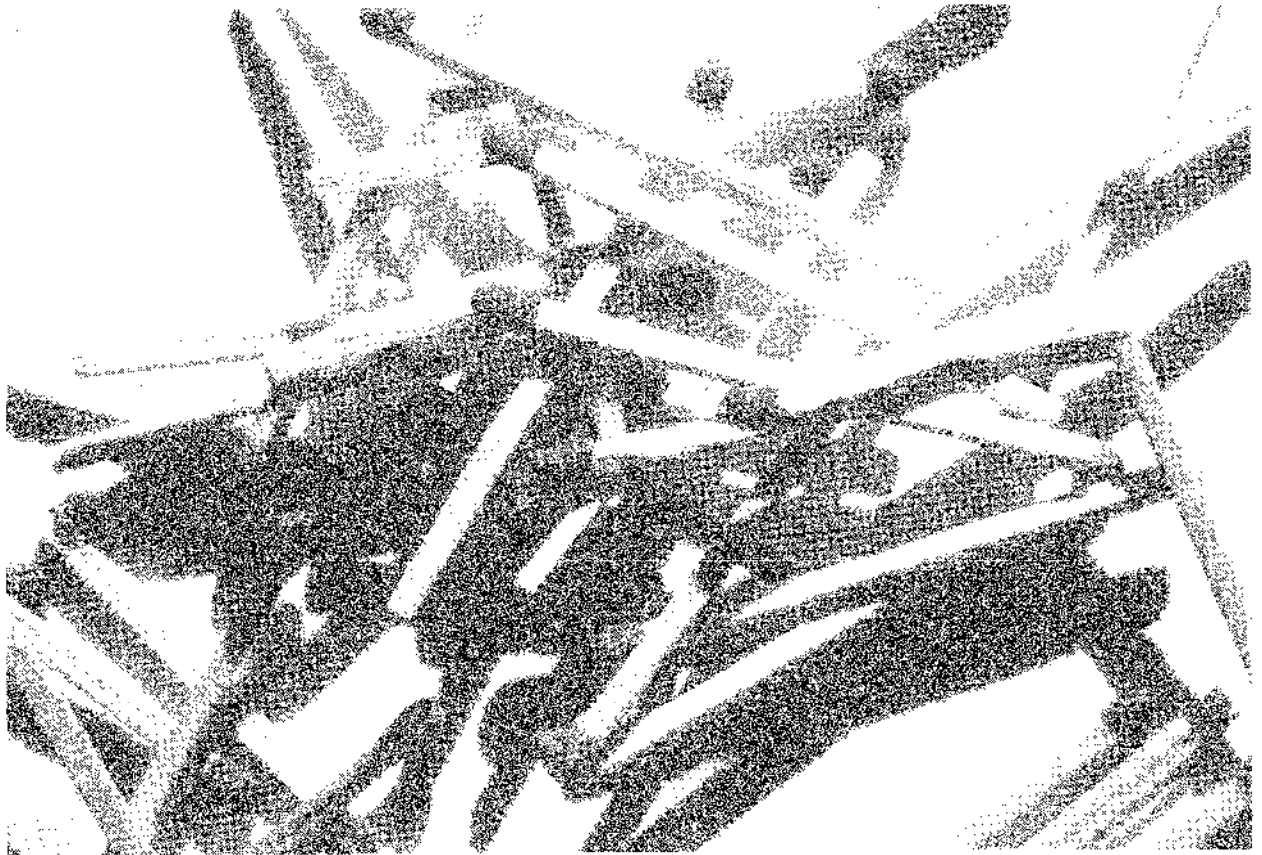
Die hierarchische Ordnung wird von der Kirche gerne mit dem Argument der *Einheit* verteidigt. Die eine Kirche soll *katholisch* im eigentlichen Sinne des Wortes, das heißt allumfassend, für alle Gläubigen zuständig sein. Darum will sie auch verbindliche Glaubensaussagen treffen, um diese Einheit — die im Grunde sehr viel mit Überschaubarkeit zu tun hat — nicht gefährden. Dennoch beweisen Theologen der Befreiung, wie wertvoll Bewegungen »von unten« sein können, weil sie die Bedürfnisse der Menschen besser erfassen als Lehrmeinungen, die üblicherweise weit ab von der Realität der Menschen gedacht werden. Längst schon zeigt das Erscheinungsbild der Kirche, daß die zentralistische Festlegung und Verwaltung der Glaubensinhalte den verschiedensten sozialen, wirtschaftlichen und geschichtlichen Bedingungen, in denen Menschen leben, nicht mehr gerecht werden kann.

Die Apartheidpolitik in Südafrika beispielsweise verlangt von

den Christen ein anderes Engagement, als es die westliche Form des Kapitalismus tut. Hier wie dort gibt es verschiedene Probleme, die vorrangig sind, an die christliche Theologie anknüpfen muß, will sie eine Theologie der Menschen sein, eine, »alle das vertritt, was den Menschen gut tut.«²¹

Literatur:

- 1 Tilman Meyer, Gottesvergiftung, Frankfurt 1980, S. 40
- 2 Barbara Frischmuth, Die Klosterschule, 1979, S. 89
- 3 Auswahl aus Religionsbüchern von Kindern aus den Jahren 1968 — 1978
- 4 Adolf Werth, Erziehung des Kindes, Selbstverlag 1964, S. 15
- 5 Josef Neuer und Heinrich Roes, Der Glaube der Kirche in Urkunden und Lehrverhandlung, bearb. von Karl Rahner und Karl Heinz Wegner, 11. Aufl., Regensburg 1963, S. 282f.
- 6 Jean Piaget, Das moralische Urteil beim Kinde, Frankfurt 1975
- 7 Erwin Riegel und Alfred Kirchmayr, Religionsverlust durch religiöse Erziehung, Tiefenpsychologische Ursachen und Folgenfragen, Freiburg 1985, S. 58
- 8 Tilman Meyer, S. 19
- 9 Paul Wamławick, Anleitung zum Unglücklichsein, München-Zürich 1983, S. 87f.
- 10 Hermann Stenger, Verwirklichung unter den Augen Gottes, Psyche und Gnade, Salzburg 1985, S. 178
- 11 Günter Kunkel, Sexualität und Ideologie, Weinheim, Basel 1979, S. 60f.
- 12 Adolf Werth, S. 66
- 13 ebd., S. 67
- 14 ebd., S. 101
- 15 Konzilsdokumente, Die Kirche in der Welt von heute, Kleinschriftenserie Nr. 15, 1966, S. 17
- 16 ebd., S. 90
- 17 Enzyklika »Humanae Vitae«, Herder Korrespondenz 1968 / 22. Jg., S. 918f.
- 18 Alice Miller, Du bist nicht meckern, Frankfurt 1981, S. 174
- 19 Sept 'Thots', Das Innere der Uhr, in: FF (Südkorier Illustrierte) 7/1987, S. 42
- 20 Margarethe und Alexander Mischlerich, Die Unfehlbarkeit zu unserem Mißtrauen 1977, S. 165/166
- 21 Dogmatische Konstitution über die Kirche, in: Neuner-Koon, S. 234
- 22 Erwin Riegel und Alfred Kirchmayr, S. 24.



EIN SUBLIMIERTER LIEBESAKT

Entstehung und Ausbreitung des Herz-Jesu-Kultes

Nachdem sich der Krieg zwischen Österreich und Frankreich am Ausgang des 18. Jahrhunderts zuspitzte und die französischen Revolutionstruppen bereits in Oberitalien und somit vor den Toren Tirols standen, stellte Abt Sebastian Stöckl vom Stanser Zisterzienserkloster am 1. Juni 1796 bei der in Bozen tagenden Ausschusssitzung der Tiroler Landstände einen Antrag, man möge »fortan das Fest des göttlichen Herzen Jesu mit feierlichem Gottesdienst (...) begehen, wenn Tirol von der drohenden Feindesgefahr befreit würde.«¹

Doch Tirol kann nicht erst seit 1796 auf eine alte Tradition des Herz-Jesu-Kultes zurückblicken, wenngleich in dieser Hinsicht das Jahr 1796 einen Qualitätssprung darstellte, wurde doch mit diesem Gelöbnis der Grundstein für das spätere, in Anlehnung an moderne Rechtssterminologie zu bezeichnende »Gentleman's Agreement« zwischen Herz-Jesu und dem Lande Tirol gelegt. Seit damals rückte der Bund mit dem Herzen Jesu zu einem Herrschaftssymbol Tirols auf, doch die Ursprünge dieses Kultes gehen in das Zeitalter der Mystiker zurück, in das 13. und 14. Jahrhundert. Erste Ansätze, die das leibliche Herz des Herrn als Ursprung der göttlichen Liebe deuten, stammen dabei vom Benediktinerabt Gottfried von Admont in der Steiermark.² Doch es bedurfte einer langen Entwicklung, bis das Herz Jesu als Quelle der Gnaden zum »Symbol und lebendigen Bild der Liebe Jesu Christi, die uns zur Gegenliebe anregt,«³ wurde. Als Symbol für die Erlösung der Menschheit wurde es laut Papst Benedikt XV. zum »König und Mittelpunkt aller Herzen.«⁴ Gegenstand der Herz-Jesu-Andacht wurde dabei »das verwundete leibliche Herz des Herrn als sinnfälliges Zeichen seines von Liebe und Schmerz verwundeten Inneren.«⁵

Dieser essentielle religiös-theologische Wandel von der »Quelle der Gnaden« hin zum leiblichen, von der Lanze verwundeten Herzen, erfolgte besonders in der Mystikerzeit des Mittelalters. Schon das Herz-Jesu-Lied des seligen Hermann Joseph, etwa um 1200 entstanden, läßt diesen inhaltlichen Wandel erkennen, und ist ein Markstein in der Herz-Jesu-Interpretation. Zugleich weist aber bereits dieses Gedicht zu Ehren des Herzen Jesu auf ein weiteres Phänomen hin: auf die Erotik, mit der das leibliche Herz Jesu verbunden und identifiziert wurde. In dem Herz-Jesu-Lied, das der selige Joseph für die heilige Ursula verfaßte, läßt er diese in das Herz ihres Bräutigams eingehen:

*Bräutigam geliebt von allen,
In Dein Herz, wir alle gehn,
Zu trinken aus dem Liebesquell.*

Wie *Ernst Bergmann* bereits in seiner Arbeit zur Soziologie der Geschlechter nachweist, gibt es »nur einen Deutungschiüssel für das Geheimnis der mystischen Psyche, den sexologischen.«⁷ Das Bestreben, durch Hingabe und Versuchung eine unmittelbare, persönliche Vereinigung mit Gott zu erreichen, reichte von der Autosuggestion über das Seelenprickeln bis hin zur hysterischen Anfällen. Der Wunsch, die Sehnsucht, in Gott aufzugehen, ihn unmittelbar zu besitzen, konnte sich nicht auf eine rein geistige Beziehung beschränken. Denn »wie der Liebende im Geliebten aufzugehen sucht, so der Mystiker im 'Absoluten'.«⁸ Und um dieses Ziel zu erreichen, durchliefen die Mystiker alle Phasen der psychischen und körperlichen Liebe, wurden sie geschüttelt von Liebesschauer und Liebesschmerz. Dies geschah weitgehend in einer ausgeprägt sublimierten Form, die auch sehr intensiv ausgelebt wurde. »Mystik ohne Erotik ist nicht denkbar.«⁹

Die Sublimierung der eigenen Triebe, vor allem des Sexualtriebes, hat aber keineswegs dazu geführt, die eigenen Gefühle und erotischen Wunschvorstellungen auch aus der Sprache all jener zu verbannen, welche die Vereinigung mit Gott, mit Christus als Bräutigam suchten. Meist in Metaphern gekleidet, oft verschlüsselt, oft recht offen, werden dabei ekstatische Visionen, die Sehnsucht nach Liebe, nach körperlicher Vereinigung mit dem/der Liebenden beschrieben, in Verse gekleidet, in Briefen niedergeschrieben, dem/dem Liebenden in den Mund gelegt. Es ist jedenfalls kein Zufall, daß das »mystische Surrogat für Männer zumeist eine Frau, und umgekehrt für die Frau ein Mann ist,«¹⁰ für Ordensgeistliche und Mönche meist die Mutter Gottes, für Nonnen sehr oft Jesus Christus.

Die Zahl derer, die in der mittelalterlichen Mystikerzeit mit vielfältigen und kaum verdeckten erotischen Anspielungen über das Herz Jesu schrieben und gepredigt haben, ist dabei äußerst hoch. Und unter denjenigen, die zu den glühendsten Verehrern gehörten, ist die Anzahl der Nonnen überdurchschnittlich hoch. Selbst die offizielle Kirche schmückte die Aufnahme der Novizinnen ins Kloster mit erotischer Symbolik aus und ahmte den Eberitus nach, indem sie die Nonnen symbolhaft mit Jesus Christus vermählte. So erwartete beispielsweise die Benediktinerinnen ein blumengeschmücktes Brautbett mit einem Kruzifix, das als Bräutigam auf dem Kopfkissen lag.¹¹

Es gibt eine Fülle von Beispielen für die Sublimierung der Sexualität und ihre dementsprechend verstärkte Diskursivierung, für die Verdrängung und Unterdrückung der Libido, die aller

dings in ekstatischen Visionen und Liebesrapturen wieder ausbrach. Die Niederschrift solcher Erlebnisse über ihre dichterische Verarbeitung geben ein herabes Zeugnis davon. Margareta Ebner (1291 – 1351), eine bayrische Dominikanerin, nahm den aus Holz geschnitzten Christus, der sich in der Wiege neben ihr befand, und stellte diesen auf ihren Schoß. Sie legte die Finger sodann auf ihre Brust und empfand dabei große Lust. Ein andermal neigte sich Jesus Christus vom Kreuz und beiß sie sein geöffnetes Herz küßten.¹⁸ Ähnlich berichtet Elisabeth Becklin, daß Jesus Christus heimlich zu ihr gekommen sei und daß sie ihn heilig umarmt und lobt habe.¹⁹ Für die Herz-Jesu-Verehrung von besonderer Bedeutung sind aber die Aufzeichnungen der Mechthild von Magdeburg (ca. 1212 – 1283), weil darin die ältesten bisher bekannten Herz-Jesu-Visionen berichtet werden. Die Zisterzienserin im Kloster Helfta bei Hilsleben hatte jahrelang ihre Libido unterdrückt, ehe ihr Jesus nicht nur die Wunde seines Herzens zeigte; Mechthild hat ihre Visionen „gesehen, gehört und (...) an allen Gliedern empfunden.“²⁰ In einem Gedicht, in dem sie durch den ständigen Hinweis auf ihre Reinheit nicht eindeutig auf ihre Verdrängung der Libido hinweist, schreibt sie etwa:²¹

Lie, Herz!
Liebe mich lieb,
Und hebe mich häufig weit und!
Denn je über Du mich lobst, desto reiner werde ich.
Gedanke, wie Du heizen kannst,
Die reine Nahe in Deinem Schoß.
Verbringe es, Herz, sooft es an mir.

Aber auch der Herr hielt sich bei Mechthild in seiner Liebesgier nicht zurück:²²

Steh, meine Braut, wie schön mein Mund, mein Auge ist,
Mein Herz voll Glut, meine Hand, wie weit,
Wie schnell mein Fuß! Nur folge mir!

oder:

Da kommst zu mir in heilgem Drey der Maria,
Was bringst mir Deine Hand, o Kämpferin?
 (...)
O wolle Deine Liebe Gott, mein Lieb' vermehren
Tief in mein göttlich Herz, in meiner Mensch' Brust,
Da will in Klare meines Geistes ich Die schenken
Das göttlich frucht' Erweise sel'ger Lust.

Die Ausbreitung des Herz-Jesu-Kultes in Tirol: Reinheit der Seele und Reinheit des Körpers

In Tirol selbst gelangte die Herz-Jesu-Verehrung im Zuge der katholischen Reform besonders im 17. Jahrhundert zu einer Hochblüte. Konsequente Verfechter des Herz-Jesu-Kultes waren dabei die verschiedenen Orden, die in Tirol wirkten, allen voran die Jesuiten. Diese waren zur Zeit Ferdinands I. nach Tirol gezogen worden. Als Wegereiter der katholischen Reform nach dem Konzil von Trient (1545 – 1563) prägen diese einen neuen Frömmigkeitstyp, den sie vor allem in den adeligen Kreisen propagierten. Es war dies die abtrünnigkeit der merkwürdigen Betrachtung, der heroischen Abtötung, der heidungungstion Tata.²³ Die Askese als Lebenshaltung des Mönchtums trat jetzt, besonders durch die Jesuiten, auch ins Alltagsleben und durchdrang dieses als rationales Ordnungsprinzip. Die Missionstätigkeit der Jesuiten erstreckte sich nicht nur auf die Laien, sondern vielfach auch auf den weltlichen Klerus, der sich bis zu Beginn des 16. Jahrhunderts in einem – nach jesuitischer Auffassung – äußerst tiefen sittlich-moralischen Zustand befand.²⁴ Ihre Kanzelreden, die Herausgabe von Exerzitenbüchern und die religiös-politische Einflussnahme bei der weltlichen Herrschaft (so waren sie sehr oft Beichtväter der Landesfürsten), standen im Dienst dieser asketischen Religiosität. Das Herz Jesu, Symbol der Reinheit und Unberührtheit, Sitz der Gerechtigkeit und Liebe, ist ein Symbol für das tridentische Reformprogramm. Dieses war gekennzeichnet durch eine systematische und rationale Gestaltung des ethischen Gesamle-

bens. Die Organisation der Kirche wurde gestrafft, die Dogmatik aufgewertet, der Kult vereinheitlicht, die Kontrolle über den Klerus, die Gläubigen und die gesamte kirchliche Organisation wurde verfeinert und verwissenschaftlicht.²⁵ Für Tirol entsprach zudem die Konfessionsalisierung nicht nur der sittlich religiösen Zielsetzung, sondern auch einer Politik der Domestizierung der Untertanen durch den Landesfürsten.²⁶ Nach erfolgter Reinkatholisierung des ganzen Landes blieb denn auch das konfessionell uniformierte Tirol bis aller Widerspenstigkeiten dem Hause Habsburg in unverbrüchlicher Treue verbunden.²⁷

Aber das Herz Jesu war nicht nur programmatisches Symbol für die katholische Reform und für den Sieg der Kirche Christi als der Kirche des lebendigen, wirkenden Gottes, sondern auch für die Subkultur der verdrängten Sexualität. Das Herz Jesu war ja nicht nur göttliches Herz, sondern zugleich auch ein Herz aus Fleisch und Blut, das sich als Projektionsfeld unerfüllter sexueller Wunschvorstellungen direkt ausdrückte. Die Funktionen der Libido ins göttliche Herz Jesu hängt wohl auch mit einem moralischen Begriff der katholischen Kirche zusammen. Genauso wie die Hebräer dem Gott Schewä die besten Tiere opferten, genauso opfert der Gläubige das, was für ihn den höchsten Wert hat: die Sittlichkeit. Doch wird diese Sittlichkeit wieder durch die Vereinigung mit dem Herzen Jesu beseitigt. Gott selbst tritt an die Stelle des sinnlichen Wesens. Der Mönch hat eine himmlische Braut, die Nonne einen himmlischen Bräutigam. Die Geschäfte der Jesusbraute steht hier stellvertretend für alle Liebesbeziehungen, die dem Herzen Jesu durch die Gläubigen zuteil wurden. Als Beispiel für die erotische Sublimierung, die sich in der Herz-Jesu-Verehrung widerspiegelt, sei hier ein Gedicht des Jesuiten Friedrich Spee (1591 – 1633) wiedergegeben:²⁸

Liebesgesang der Braut Jesu
O Arm und Fühel Jesu weiß,
Der Schwesterlein der Schwänen,
Umfasst mich mit und noch leis,
Darf auch der Griff erkennen.
 (...)
O Jesus mein, du schöner Held,
Laß warten noch verträglich.
Groß' Lieb' mir nach dem Lohne stell.
Wann soll ich Dich genießen?
O selbe Braut! O Freud' und Lust!
Hier endlich mich gezogen!
O mildes Herz! All mein und schmerz
Hi zum in Wind geflogen.
 (...)

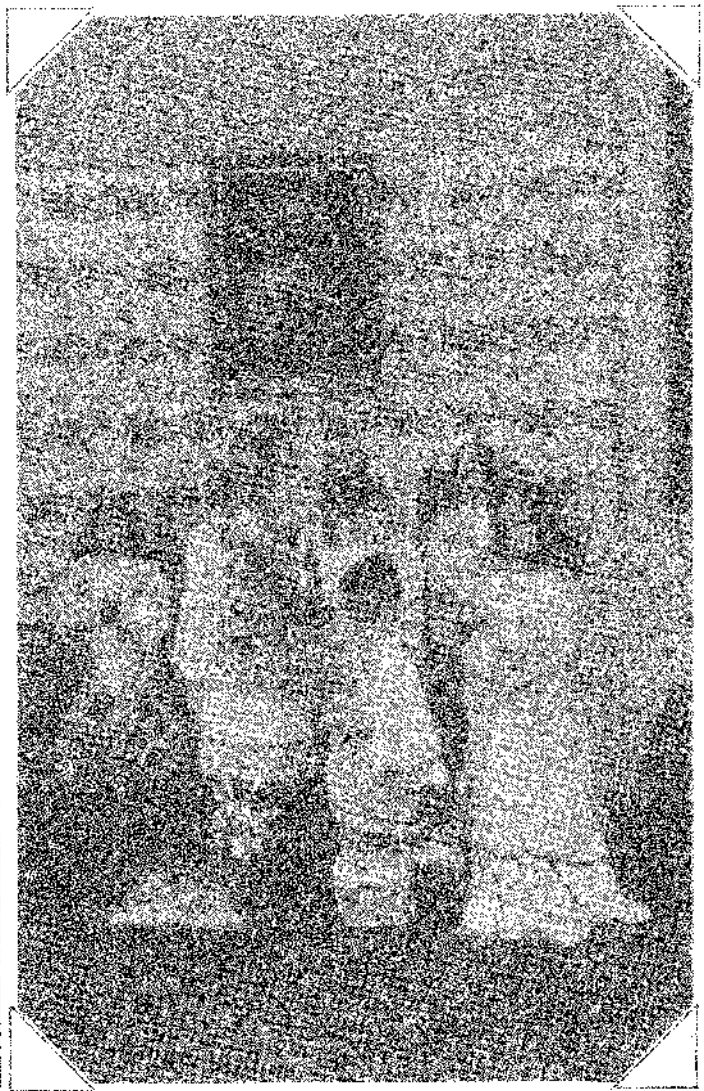
Neben den erotischen Anspielungen gibt es in diesen Liebesbezeugungen auch immer Hinweise auf Schmerz und Pein. Diese weisen meist auf die mannigfachen masochistischen Praktiken hin, denen sich die gläubenden Herz-Jesu Verehrer unterzogen. Auch Friedrich Spee unterzog sich einem spirituell-erzählenden Ordensleben,²⁹ wobei die vielen Bußübungen vielfach auf eine Konvertierung von Schmerz in Wollust, von Ekel in Glück hinauslief,³⁰ wie wir dies etwas später auch bei der Heiligen Marguerite Marie Alacoque sehen werden. Es ist dies vielfach die sadistische Befriedigung der eigenen Libido, die Vereinerung der Geschlechtlichen, die charakteristische Tugend des katholischen Glaubens; das Opfer als höchster moralischer Begriff.³¹ Neue Impulse für die Herz-Jesu-Verehrung erhielt Tirol durch Petrus Canisius (1521 – 1597), Deutschlands zweiter Apostel und erster deutscher Jesuiten; er war erster Provinzial der oberdeutschen Jesuitenprovinz, zu der auch ganz Tirol gehörte. Hier erließ er inbrünstige Auftrufe an das Herz Jesu. Canisius war zudem ein beharrlicher Rosenkranzabeter, ein Bewahrer mystischer Andachten, und stellte sich voll in den Dienst der katholischen Reform.³² Als Hofprediger des Erzherzogs Ferdinand II.; (seit 1592) hatte er an der Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern erheblichen Anteil. Seit den Zeiten von Petrus Canisius nahm die Verehrung des heiligsten Herzens Jesu in Tirol seinen unaufhaltsamen Aufstieg.

So bemühte sich besonders Thomas von Bergamo, ein Laienbruder der Kapuziner, bis zu seinem Tod im Jahre 1631 um die kirchliche Erneuerung der Herz-Jesu-Verehrung,²⁷ der auch als »Bruder von Tirol« bekannt wurde.²⁸ Der Kapuziner Laurentius von Schnöfft, ein Schöpfer geistlicher Lieder, der als Schauspieler am Hofe des Tiroler Landesfürsten Erzherzog Ferdinand Karl die Verehrung des Heiligsten Herzen Jesu und der Mutter Maria in seine Dichtung aufnahm, verbreitete die Herz-Jesu-Verehrung besonders in der gesellschaftlichen Oberschicht des Landes. Vor allem beim Adel nahm diese Identifizierung mit dem göttlichen Herzen Jesu immer mehr zu.²⁹

Den endgültigen Durchbruch erzielte die Herz-Jesu-Verehrung aber durch die Offenbarungen der französischen Nonne Marguerite Marie d'Alacoque (1647 — 1690). Die Salesianerin, die sich ein Leben lang für die offizielle Anerkennung des Herz-Jesu-Kultes durch die Kirche eingesetzt hatte, stellt ein klassisches Beispiel für das Nahverhältnis zwischen Mystik und Erotik, zwischen Schmerz und masochistischer Wollust dar. Marguerite Alacoque weihte Jesus ihre Keuschheit und gelobte ihm ewige Keuschheit. Sie schmiedete ein Jesusmonogramm in die Brust und brannte es, als es zuteilte, mit einer Kerze wieder aus, um die Leiden zu verlängern.³⁰ Monatslang blühte sie ohne Bissen und sublimierte ihre Liebe zu Jesus durch Bulimie.³¹ Zwischendurch trank sie Waschwasser, verspeiste verschimmelttes Brot und faules Obst und empfand ungeheures Glück, als sie einmal mit der Zunge den Anwurf eines Patienten, ein anderes Mal aber die Präzilien eines Mannes, der an Durchfall litt, aufwischte.³² Als Gegenleistung für diesen Kotfresschismus durfte sie den Herrn nichts lange küssen, der sie dabei umarmte.³³ Jesus selbst erschien ihr und sagt ihr, er werde alles unternehmen, um sie unfähig zu machen, Ihn zu widerstehen.³⁴ Der Hinweis auf einen Esel, den sie während der Exerzitien hütete,³⁵ ist auch insofern bedeutend, als der Esel in der christlichen Tradition nicht nur das Sinnbild für Demut, sondern auch als Symbol der Torheit und der Fleischeshust gilt.³⁶ Besonders in Frankreich, dem Heimatland der Mystikerin, waren »Bäcksfeste« (festa asinorum) verbreitet — die in Anlehnung an das Fest der Narren als Ersatzbild für die apollinische Reinheit des kirchlichen Kultes gelten.³⁷

1697 liatte man in Rom zwar noch ein eigenes Herz-Jesu-Offizium abgelehnt, dafür aber eine Messe von den fünf Wunden genehmigt. Erst 1765 wurde ein neuerlicher Antrag der polnischen Bischöfe um ein Heiliges Offizium durch Papst Clemens XIII. für einzelne Orte und die kirchliche Feier des Herzen Jesu erlaubt. Aber es waren wiederum die Jesuiten, denen es gelang, die Verbreitung und offizielle kirchliche Anerkennung voranzutreiben.³⁸ Papst Pius IX. sprach Marguerite Marie Alacoque im Jahre 1864 heilig. Ihre Offenbarungen wurden bald zum Allgemeingut der katholischen Kirche und erlangten bald das offizielle kirchliche Imprimatur.

Einen weiteren Hinweis auf die spezielle Kompensationsfunktion des Herz-Jesu-Kultes gibt auch das Leben der Welschtirolerin Bernardina Florini, die im Kloster den Namen Giovanna dalla Croce (Johanna vom Kreuz) annahm. 1603 in Rovereto geboren, betrachtete sich Giovanna dalla Croce im Garten Gottes als heißstrahlende Blume, vollständig für ihren Heiland und honigkochend fürs ewige Leben. Sie erlebte sich als im Innersten seines Herzens eingeschlossen.³⁹ Sie starb 1673 und hatte an der endgültigen Verankerung des Herz-Jesu-Kultes einen wesentlichen Anteil. Schon 1705 hatten die Ursulinen in Innsbruck die erste Herz-Jesu-Bruderschaft ins Leben gerufen, eine Institution, die ebenfalls zur Reglementierung der Libido beitrug und zu einem wirksamen Instrument der psychophysischen Beeinflussung ihrer Mitglieder wurde.⁴⁰ Letztendlich waren es jedoch wieder die Jesuiten, die im Zuge ihrer Volksmission zwischen 1719 und 1783 viel zur Verbreitung des Herz-Jesu-Kultes beitrugen⁴¹ und im Sinne der Domesuzierungsideologie von Kirche und weltlicher Regierung in Tirol gleichermaßen finanziell unterstützt wurden.⁴²



Aber noch bevor sich Papst Pius VI. im Jahre 1794 in einer Bulle für die Herz-Jesu-Verehrung ausgesprochen hatte, hatte sich innerhalb der katholischen Kirche eine starke Opposition gegen den Herz-Jesu-Kult gebildet. Dabei wandten sich nicht nur die aufgeklärten Jansenisten gegen die Verehrung des Herzen Jesu. Auch der bekannte Kanzelprediger und Bischof Kiser Josef II., Anton Ruziczka, trat 1782 öffentlich gegen den Herz-Jesu-Kult auf.⁴³ Und der Bischof von Pistoia, Scipione Ricci, nannte fast zur selben Zeit in einem Hirtenbrief die Herz-Jesu-Andacht eine pure Kardiolarie.⁴⁴ Hatte sich der aufgeklärte Brixner Fürstbischof Josef Ignaz Graf von Spaur (1779 — 1791) 1781 noch an die Verordnung Josef II. gehalten und den Volksmissionaren aufgetragen, in ihren Predigten auf Herz-Jesu-Hinweise zu verzichten, so setzte sich der bei den Jesuiten erzogene Nachfolger Carl Franz Graf Lodron (1793 — 1828) kurz nach der Promulgation der Bulle Papst Pius VI. mit der päpstlichen Kurie in Verbindung, um für seine Diözese eine Genehmigung zu erhalten, das Fest des Heiligsten Herzen Jesu zu jährlich am Freitag nach der Fronleichnamsoktav zu feiern.⁴⁵ Prälat Alois Stöckl vom Zisterzienserkloster Sarns stieß somit auf keinerlei Widerstand, als er die Vertreter des engeren Ausschusses in Bozen dazu aufforderte, das Land Tirol angesichts der drohenden Gefahr durch die heranrückenden Franzosen dem Heiligsten Herzen Jesu zu weihen. Denn alle theologischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen waren gegeben.

Anmerkungen:

- 1) Zitiert nach Dietrich, Anton: Hochreligion und Volksgläubigkeit. Die Theologie Hans-Joachim Sauer (1796–1866) vor dem Hintergrund. In: Volksgläubigkeit aus Österreich und Südtirol. Hermann Wenzler (Hrsg.), 76. Geburtstag, Wien 1991, S. 70.
- 2) Vgl. Rühmli, Karl: Die Herz-Jesu-Verehrung des deutschen Mittelalters, Regensburg 1924, S. 26.
- 3) ebd., S. 19.
- 4) ebd., S. 25.
- 5) ebd., S. 142.
- 6) Zitiert nach Rühmli, Hans-Joachim: Vorrede, S. 84.
- 7) Bogner, Ernst: Barmherzigkeit und Muttergüte. Eine Soziologie der Geschlechter, Heilbronn 1993, S. 117; ferner auch Reich, Wilhelm: Die Messiaspsychologie des Feuchtmanns, Köln-Bonn 1995, S. 168.
- 8) Döschner, Karl-Heinz: Das Kreuz mit der Kirche. Eine Säkulargeschichte des Christentums. München 1985, S. 107.
- 9) ebd., S. 103.
- 10) ebd., S. 105.
- 11) ebd., S. 106.
- 12) ebd.
- 13) Vgl. Pfaffenkötter, Hans-Joachim: Vorrede, S. 116.
- 14) Döschner, Das Kreuz mit der Kirche, S. 106–110.
- 15) Zitiert nach Döschner, ebd., S. 108.
- 16) Zitiert nach Rühmli, Herz-Jesu-Verehrung, S. 29.
- 17) Hofmann, Bernd: Von der Geburt des Bauska. Kultur und Fremdenrecht in einer Bayern, München 1974, S. 15.
- 18) Vgl. Tietz, Albert: Die nachtridentinären kirchlichen Verhältnisse in der Diözese Brixen von 1570–1613 im Spiegel der Visitationsprotokolle, phil. Diss., Innsbruck 1970, S. 160.
- 19) Vgl. Hesse, Gernot: Konfessionsbildung und Kirchenzucht. Der Beginn der Zersplitterung der Gläubigenempfindung zur Mentalität des modernen Menschen, in: Beiträge zur historischen Sozialkunde 1 (1989), S. 11 und 12.
- 20) Vgl. Bücking, Jürgen: Konfession und katholische Bekenntnis in Tirol, in: Der Süden 17 (1971), S. 124. Zur Dominanzstrategie der Kirche im 16. und 17. Jahrhundert vgl. auch Müller, Günther: Das Ende der verordneten Zeit. Die Herrschaftslogik politischer Herrschaftsverhältnisse im 16./17. Jahrhundert in Tirol. Fallbeispiele aus der Diözese Brixen, phil. Diss., Innsbruck 1986.
- 21) Vgl. Bücking, Jürgen: Konfessionsbildung und Kirchenreform in Tirol (1565–1665). Ein

- Beitrag zum Ringen zwischen »Säkular« und »religiös« in der frühen Neuzeit. Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 66, Wiesbaden 1972, S. 151.
- 22) Zitiert nach Rühmli, Die Herz-Jesu-Verehrung, S. 137.
- 23) ebd., S. 137.
- 24) Vgl. Döschner, Das Kreuz mit der Kirche, S. 76.
- 25) Vgl. Döschner, Das Kreuz mit der Kirche, S. 76; ferner auch Reich, Wilhelm: Die Messiaspsychologie des Feuchtmanns, Köln-Bonn 1995, S. 212.
- 26) Vgl. Hofmann, Von der Geburt des Bauska, S. 18.
- 27) Vgl. Döschner, Das Kreuz mit der Kirche, S. 76.
- 28) Vgl. Müller, Günther: Der Beginn der Zersplitterung der Gläubigenempfindung, in: Beiträge zur historischen Sozialkunde 1 (1989), S. 11.
- 29) Vgl. Döschner, Hochreligion, S. 84.
- 30) Vgl. Hübner, Josef: Leben und Werk des Pfl. Magister Maria Altmann, Innsbruck 1955, Bd. II, S. 7 und S. 88.
- 31) ebd., S. 7 und S. 88.
- 32) Vgl. Döschner, Das Kreuz mit der Kirche, S. 76; ebenso Hübner, ebd., S. 88.
- 33) Vgl. Hübner, ebd., S. 76, 115.
- 34) ebd., S. 76.
- 35) ebd., S. 88.
- 36) Vgl. Zacharias, Gerd: Saurekohl und Schwarze Werten. Ein Beitrag zur Phänomenologie der Religion, Wiesbaden 1988, S. 46.
- 37) ebd., S. 46.
- 38) Vgl. Rühmli, Herz-Jesu-Verehrung, S. 374.
- 39) Vgl. Hübner, Josef: Der Grundtrieb mit dem gegenüber Jesus an ihm, Innsbruck 1917, S. 5.
- 40) Vgl. Krieger, Gert: Die religiöse Praxis des Hochmittelalters in der Diözese Brixen von Konstanz von Trier bis zur Aufhebung (1783), phil. Diss., Innsbruck 1983, S. 102.
- 41) Vgl. Tietz, Albert: Die kirchliche und überaus andächtige »Religions«-Erscheinung im 16. Jahrhundert in Tirol. Väter der »Reinheit« und anderer Orden im Erbe und Auftrag, Gesellschaft für Tiroler Kultur im Wandel der Zeit (Herausgeber), Innsbruck 1984, 1. Teil, 15. August 1984, S. 7.
- 42) Vgl. Hübner, Josef: Das Breviarium, S. 9.
- 43) Vgl. Tietz, Albert: Die kirchliche und überaus andächtige »Religions«-Erscheinung im 16. Jahrhundert in Tirol. Väter der »Reinheit« und anderer Orden im Erbe und Auftrag, Gesellschaft für Tiroler Kultur im Wandel der Zeit (Herausgeber), Innsbruck-Wien-München 1984, S. 447.
- 44) ebd., S. 502.
- 45) Vgl. Schupp, Ansober: Zur Geschichtstheorie Hans-Joachim Sauer in Tirol, in: Der Süden 7 (1969), S. 194.

Hans Czuma

NACHDENKEN

ÜBER DIE REDE VON GOTT

Zur Situation

Kant schrieb 1793 in seinem Aufsatz »Was ist Aufklärung?«: »Wenn denn nun gefragt wird: Leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter? so ist die Antwort: Nein, aber wohl in einem Zeitalter der Aufklärung. Daß die Menschen, wie die Sachen jetzt stehen, im ganzen genommen, schon im Strauß wären, oder darin auch nur gesetzt werden konnten, in Religionsdingen sich ihres eigenen Verstandes ohne Leitung eines anderen sicher und gut zu bedienen, daran fehlt noch sehr viel. Allein, daß jetzt ihnen doch das Feld geöffnet wird, sich darin frei zu betätigen, und die Hindernisse der allgemeinen Aufklärung oder des Ausgangs aus ihrer selbst verschuldeten Unmündigkeit, allmählich weniger werden, davon haben wir doch deutliche Anzeichen. In diesem Betracht ist dieses Zeitalter das Zeitalter der Aufklärung.«

Es fällt schwer, zu behaupten, daß seit 1783, also seit über 200 Jahren, Aufklärung in Religionsdingen sich tatsächlich durchgesetzt habe. Auch die Förderung danach sieht sich unübersehbaren Widerständen gegenüber, die nicht so sehr bloß abstrakt-theoretischer Natur sind, sondern vielmehr geschichtliche Erfahrung reflektieren. Dem theoretischen Gesetz der Aufklärung steht die Tatsache (als Autonomie) gegenüber, daß der Weigerung gegenüber Aufklärung keineswegs der Erfolg versagt bleibt. Die Erfahrung der Geschichte unseres Jahrhunderts in kirchlicher (katholischer wie protestantischer) wie staatlicher Gesellschaft, läßt Zweifel darüber aufkommen, ob wir tatsächlich in einem »Zeitalter der Aufklärung« stehen oder ob nicht weiterhin irrationale Gewalt die Szene beherrscht (Schupp 5). In dem ich Philosophie betriebe, erkläre ich jedoch zumindest für diesen Augenblick, daß ich das Interesse der Aufklärung zu meinem mache. Philosophisches Nachdenken über »die Rede von Gott« ist dann ein Stück »Aufklärung in Religionsdingen«. Denn in dem Ausdruck »Gott« treffen sich Religion und Philo-

sophie. In dem ich philosophisch, mich meines eigenen Verstandes bedienend, Bedeutung und Funktion des Ausdrucks »Gott« zu bestimmen versuche, sollte ein Verständnis des Wortes »Gott« entstehen, das befriedigend wirkt und sich kontrafaktisch gegenüber einengenden, ändernden, ideologischen, unzulässig machenden Verwendungsarten des Wortes »Gott« verhält.

»Angesichts des generellen Misstrauens gegenüber kritischem Denken«, »das sich kontrafaktisch gegenüber den religiösen Irrationalismen verhalten müßte, die faktisch effizient und kirchlich nicht schon diskreditiert erscheinen« (Schupp 6), darf allerdings bezweifelt werden, ob wir auch nur in einem Zeitalter der Aufklärung leben — die »Hindernisse der allgemeinen Aufklärung« haben alte Ursachen in neuen Masken: Profane Machtinteressen, die sich heuchlerisch mit religiös-christlicher Phrasologie »legitimieren«, kirchlich Angst vor Machtverlust, die schamlos die Existenzangst der Menschen ausbeutet, Intellektualität, für die »postmoderne« jeder Standpunkt nihilus ist als Ziel und Spitzfigur.

Das soll jedoch nicht hindern, an einem der Orte, an denen sich Religion und Philosophie treffen: an dem Ort der Rede von Gott, das behauptete religiöse Definitionsmonopol in bezug auf das Wort »Gott« durch Verwendung des eigenen Verstandes kritisch zu verflüssigen. Der Ansatzpunkt für diese kritische Verflüssigung liegt darin, daß der öffentlich geltende religiöse Gebrauch des Wortes »Gott«, der gesellschaftlich-institutionell geregelt und fixiert ist, soziologisch und sprachtheoretisch gesehen ein sekundärer und abgeleiteter ist und daher auf jeden Fall kritisiert und hinterfragt werden kann und soll in Richtung auf einen vom Menschen (als mündigen Subjekt) reflektierten und selbstverantworteten Gebrauch des Wortes »Gott«. In Philosophischer Reflexion geht es und ging es immer schon darum, eine Theorie = eine »methodisch eingesetzte Vermutung« (Schupp 13b) vorzuschlagen, wie der Gebrauch des Wortes »Gott« in auf Freiheit bezogener Weise als sinnvoller gedacht werden

kann, um auf diese Weise einen kritischen Standpunkt zu gewinnen, der die Mündigkeit des geschichtlich lebenden Menschen in Religionsdingen begründet und dem Menschen die Auseinandersetzung mit dem verselbständigten und verkarsteten gesellschaftlich-institutionellen Gebrauch des Wortes »Gott« ermöglicht.

Zum Nachdenken

1. »Symbolische Sinnwelten sind gesellschaftliche Produkte (Berger 104), die das Leben des Menschen in Gesellschaft hervorbringt und durch die es möglich gemacht wird.

»Die symbolische Sinnwelt ist als die Matrix aller gesellschaftlich objektivierten und subjektiv wirklichen Sinnhaftigkeit zu verstehen. Die ganze Geschichte der Gesellschaft und das ganze Leben des Einzelnen sind Ereignisse innerhalb dieser Sinnwelt« (Berger 103). Ob die sinnhafte Ordnung der Lebenswirklichkeit »mit oder ohne Rückgriff auf mythologische, religiöse oder metaphysische Interpretationen der Wirklichkeit zustande kommt, ist nicht die entscheidende Frage« (Berger 108).

2. Die Rede von Gott ist primär religiöse Rede, d.h. sie ist (das zentrale) Element der religiösen Wirklichkeitsinterpretation, die ihrerseits ein Teilbereich der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit in symbolischen Sinnwelten ist.

Daß es die Rede von Gott gibt, ist eine Tatsache, und als Tatsache Gegenstand historischer und empirischer Aussagen. Wenn von Gott nicht faktisch geredet worden wäre und würde, gäbe es das Wort »Gott« nicht — und entsprechend kein Nachdenken darüber. Nur weil unser Leben in die europäisch-abendländische Geschichte und Gegenwart eingelassen ist, in deren symbolischer Wirklichkeitskonstruktion die religiöse Interpretation und das philosophische und theologische Nachdenken darüber faktisch vorkommen und eine bestimmende Rolle spielen, können wir jetzt auf den Gedanken kommen, über die Rede von Gott nachzudenken.

Ohne das ursprünglich und jeweils gegenwärtige Faktum der religiösen Rede von Gott, das im Leben von Menschen ernsthaft gemeint und auf Handlung bezogen praktisch vorkommt, gibt es keine Reflexion über die Rede von Gott: als Möglichkeit und als Problem.

3. Religion (als Teilbereich und religiöse Interpretation der gesamtgesellschaftlichen symbolischen Sinnwelt) wird hier als symbolisches Gebilde, nicht als organisierte gesellschaftliche Institution, die Religion verwaltet, verstanden. Noch einmal etwas einschränkend beziehe ich mich in meinem Nachdenken auf das symbolische Gebilde der Religion als *Sprache* und nicht als (zum Teil ritualisierte) Handlung.

In ihrer Sinnfunktion besagt Religion *inhaltlich* eine bedeutsame, Deutung anbietende Mitteilung im Modus von *weilbildender* und *handlungsorientierter* Mitteilung.

3.1. Religion (als sprachlich-symbolisches Sinngebilde) stellt ein *Ordnungssystem* dar.

Hier geht es also um eines der (zwar zu unterscheidenden aber nicht voneinander zu trennenden) Sinnelemente von Religion: Religion ist darin Religion, daß sie für ihr Publikum lebenswichtige Erfahrungsräume, grundlegende Wirklichkeitswahrnehmungen, Umwelterfahrungen und Selbsterfahrungen nach Regelsichtspunkten *ordnet*.

3.2. Religion stellt ein *Wert- und Handlungsmodell* dar.

Das innere Regelsystem von Religion, das an den Gegensätzen festgemacht ist, ihr Nomos also, will nicht Wirklichkeits-Erklärung liefern, sondern steht in erster Linie im Zusammenhang einer normativen *Wert- und Handlungsorientierung*.

Das Ordnungssystem von Religion hat den Sinn, die gesamte Vorstellungs- und Handlungsweit des Menschen zu normieren und ihn der Vorsehrt zu unterstellen, alle Lebenssituationen nach der Weisung dieses Normsystems zu beurteilen und zu entscheiden.



4. Zusammengefaßt in anderen Worten bedeutet das: Religion ist ein »praktisches Sinnpostulat« (Schupp 132).

Praktisches Sinnpostulat: Die religiöse Weltdeutung ist kein Komplex rationaler (theoretischer) Wissensaussagen der (erklärenden, verstehenden) Tatsachenerkenntnis und der instrumentellen Beherrschung von Realität, sondern ein Komplex von Sätzen, dessen Sätze zwar *wie* die in Tatsachenaussagen ausschauen, die aber nie als Tatsachenaussagen erwiesen werden können, sondern (bzw. weil) deren Bedeutung (Aussage) darin besteht, eine weltbindende und handlungsorientierende Deutung von Wirklichkeit anzubieten, d.h. Realitätserfahrung und -verständnis des Menschen *weithaltig* zu strukturieren und dadurch dem Handeln die intentionale Grundlage zu liefern, die es braucht, um den normativen Gehalt der Weltstruktur verwirklichen zu können. Wobei sich in der handelnden Verwirklichung der Normstruktur der Sinn des Menschen erfüllt. Die normative religiöse Weltinterpretation, die dem Menschen, der in seinem Handeln ihrer Orientierung folgt, das Versprechen der Sinnhaftigkeit gibt, wird als Voraussetzung und Möglichkeitsbedingung gebraucht und gefordert, daß der Mensch zu dem von ihm angestrebten Handeln der Sinnverwirklichung kommen kann. Die religiöse Weltdeutung ist zwar *Bedingung* und *Begründung* der empirisch realen religiösen Sinnhandlung der Menschen, aber das bedingt nicht umgekehrt, daß sie durch diese reale Handlung zum Inhalt einer empirisch begründeten Tatsachenaussage werden könnte — sie bleibt Weltdeutung mit dem Charakter eines *Sinnpostulats* — welches Sinnpostulat daher auch nicht *wie* der Inhalt einer Tatsachenaussage *gewirkt* wird, sondern in einem *Glauben* angeeignet wird.

Glauben heißt, Vertrauen und Hoffnung darauf setzen, daß das mit der normativen Handlungsorientierung, die der Mensch sich persönlich angeeignet hat, verbundene Sinnversprechen nicht enttäuscht wird, nicht ins Nichts mündet.

Weil das Sinnpostulat handeindig verwirklicht werden muß, ist es ein *praktisches*.

5. Schon das bisher Gesagte führt zur Erkenntnis, daß die Sprache, die faktisch so Unterschiedliches leistet wie Tatsachenaussagen und Sinnaussagen, wobei in der Lebenspraxis des Menschen für Tatsachenaussagen und Sinnaussagen die Prädikate »wahr« und »wirklich« gleichermaßen (wenn auch sprachlich und erlebnishaft in analogem Sinn) verwendet werden, nicht darauf reduziert werden kann, nur Sprache der Aussage von Tatsachen zu sein, sondern daß sie das tut, etwas anderes ist, aufgrund dessen sie zu Sinnaussagen der religiösen Sprache imstande ist, die in ihrem semantischen Material und ihrer Satzgestalt von Tatsachenaussagen nicht zu unterscheiden sind, aber eine gänzlich andere Bedeutung haben.

Die angesprochene Differenz in der Sprache hängt mit der Rede von Gott in der religiösen Sprache zusammen. Das muß erläutert werden.

6. Das Wort »Gott« ist der zentrale Bezugspunkt, auf den sich

die ganze Sinnwelt der religiösen Sprache (in ihrer denotativen Sprachebene) als auf ihr Einheitsprinzip und ihren Ursprung bezieht und von dem her als oberstem Maßstab alles in der religiösen Sprache Ort und Rang und Namen ausgewiesen erhält. Das Wort »Gott« kommt immer eingebettet in religiöse Rede vor, aber dass Ganze der religiösen Rede sammelt und entscheidet sich im Wort »Gott«.

Ich versuche, die *Bedeutungsstruktur* des Wortes »Gott«, an der die ganze religiöse Rede reifhat und von der sie ihren Sinn als praktisches Sinnespostulat empfängt, aus der praktizierten religiösen Rede (für uns hier: der religiösen Rede der christlichen Tradition) und der philosophischen Reflexion über sie zu erheben; und zwar in der Weise, daß ich die Bedeutungsstruktur so formuliere, daß sie als allein Bedeutendes des Wortes »Gott« zugrunde liegende Struktur hervortritt.

Das Wort »Gott« bezeichnet in christlich-religiöser Sprache keinen Gegenstand, der in irgendeiner Erkenntnis (Tatsachenaussage) objektiviert werden kann, und es kann von keinem Gegenstand, der als solcher erkennbar ist, ausgenutzt werden (vgl. Kambartel).

Wo das Wort »Gott« in philosophischer Sprache verwendet wird, meint es mit Gott die absolute Negation von Gegenständigkeit (als Hinsicht in das bloß Gegenständliche und zu Überwindende der Gegenständigkeit, wenn die Frage nach deren Sinn und Möglichkeit gestellt wird) — wobei die Gegenständigkeit im gegenstandsbezogen sich wissenden Subjekt reflektierend als das Woher und Woraufhin der (transzendierenden Bewegung der) Negation eigenesehen (= eingesetzt) wird.

Wo das Wort »Gott« in religiöser und philosophischer Sprache verwendet wird, entsteht der Sinn von Gott nie als etwas Isoliertes, sondern immer in bezug auf ein Ganzes und Alles (»Welt«) von Gegenständen und Subjekten in Geschichte und Gegenwart, aber nur so, daß in ihm zugleich die absolute Grenzüberschreitung von allem gedacht wird: im Wort »Gott« bedeutet Gott, daß alle »Wahrheit der Dinge« nicht isoliert für sich, sondern nur in bezug auf Gott wahr ist. — Das Wort »Gott« repräsentiert das »Schon-und-noch-nicht« der Verwirklichung Gottes in der Geschichte der Menschen, der handelnd Geschichte hervorbringt, und dessen Sache es ist, oben darin den Sinn von Gott zu verwirklichen, erscheint Gott (im Wort »Gott«) als der immer größere (noch nicht verwirklichte) Horizont der Geschichte. — Die Bedeutungsstruktur des Wortes »Gott« ist paradigmatisch für die Bedeutung der religiösen Rede überhaupt. Bei der Überlegung, welche Konstitution Sprache haben muß, damit religiöse Rede möglich ist, kann die formalisierte Bedeutungsstruktur des Wortes »Gott« weiterhelfen: Das Wort »Gott« bedeutet strukturell in jedem möglichen Bezug die (Bewegung der) Negation von geschichtlicher Gegenständigkeit. 7. Damit in der menschlichen Sprache (jedenfalls in den europäischen Sprachen) die religiöse Rede zugleich mit der deskriptiven Tatsachensprache als sinnvolle Rede möglich ist, ist ein Verständnis von Sprache notwendig, wonach Sprache die »*Synthese von geschichtlicher Gegenständigkeit und transzendenter Negation*« ist (Schupp 119).

Sprache als Tatsachenaussage bewegt sich im Bereich geschichtlicher Gegenständigkeit, aber in bezug auf das Vollverständnis von Sprache (»*Synthese*«) ist das (bloß) gegenständliche Sprechen ein defizientes, das die Möglichkeit von Sprache nicht ausschöpft.

Religiöse Rede (von Gott) bedeutet die sprachliche Erzeugung einer nicht gegenständiglich zu verstehenden Welt von Aussagen, deren Voraussetzung die transzendente Negation dessen ist, daß gegenständliches Sprechen in Tatsachenaussagen die einzige bedeutungshaltige und Verständigung (Intersubjektivität) herstellende Weise des Sprechens ist. Transzendenz heißt die Negation, insoweit damit die in die Sprachstruktur eingebaute apriorische Möglichkeitsbedingung von religiöser Sprache als sinnvoller gemeint ist, die jedem einzelnen Sprechen zugrunde liegt.

Synthesis (von Gegenständigkeit und transzendenter Negation) meint, daß die religiöse Rede in ihrem semantischen Maßstab und ihrer Satzform von gegenständlichen Tatsachenaussagen nicht ununterscheidbar ist und die Unterscheidung von gegenständlicher und religiöser Rede und Verständnissart nur auf der *paradigmatischen Ebene* erfolgt. Das heißt: Erst wenn ein pragmatischer Hinweis vorliegt, daß eine bestimmte Rede als religiös zu versuchende Verwendungsart von Sprache zu behandeln ist, wird die auf die Weise der Synthesis mit gegenständlicher Sprache gegeben gedachte transzendente Negation *aktualisiert* und zur *Handlungsvorschrift* dafür, wie religiöse Rede zu verstehen ist. Diese Rede darf nicht als gegenständliche Tatsachenaussage verstanden werden. Die Negation von Gegenständigkeit (positive gewendet heißt: Diese Rede ist als praktisches Sinnespostulat zu verstehen. Den Realitätsbezug und -gehalt der Rede beireifend heißt das: Der Inhalt bzw. der Sinn der Rede existiert in dem Maß, in dem er handlich verwirklicht wird.

Pragmatische Hinweise auf religiöse Rede: Die Rede-situation (gesellschaftlicher Kontext, Ort), Rede-elemente, die wie eine »*Operationsregel*« wirken (z.B. das Wort »Gott«).

8. Das über die Bedeutungsstruktur des Wortes »Gott« (6.) und über die Konstitution von Sprache (7.) Gesagte kann in einer *ersten These* zusammengefaßt werden: Das Wort »Gott« ist kein Automaton, sondern ein Synsemantikon (Schupp 141; Kambartel).

»Ein systematischer Ausdruck ist ein Wort, das seinen Sinn erst und nur im Zusammenhang mit anderen Worten hat. Dies ist nicht im trivialen Sinn gemeint, daß jedes Wort nur im sprachlichen und kulturellen Zusammenhang eine Bedeutung hat, sondern in dem engeren Sinne (Schupp 143), daß synsemantische Ausdrücke in sich selber keine bestimmte und feststehende (inhaltliche) Bedeutung haben. Das Wort »Gott« hat nur in einem ganzen Aussagensammenhang religiöse Bedeutung, in bezug auf die es selber die »*Operationsregel*« für das Verständnis dieser Rede bezeichnet (Schupp 147); daß die religiöse Rede nicht als Rede von etwas Gegenständlichem (gegenständiglich identifizierbarem) zu verstehen ist, sondern als Handlungsorientierung, als Vorstellung des Sein-Sollenden, dessen, was künftig werden soll (Schupp 156).

Die Schwierigkeit ist, daß das Wort »Gott« aufgrund seiner ermittelten abstrakten Bedeutungsstruktur nur zur Einsicht in die nichtgegenständliche = handlungsorientierende Bedeutung religiöser Rede führt, daß diese Einsicht aber so abstrakt ist, daß sie als Orientierungsgrundlage für das konkrete historische Sinnhandeln des Menschen völlig ungeeignet ist. Damit die regulative Funktion des Wortes »Gott« ihrem praktischen, handlungsleitenden Anspruch gerecht zu werden vermag, stellt sich die Aufgabe, solche bedeutungsbestimmenden (primären) *Schlüsselbegriffe* (Schupp 132) zu finden, auf die das Wort »Gott« als synsemantisches Wort bezogen ist und die es zu seiner praktischen Bedeutungsfunktion (für das Sinnhandeln des Menschen) bestimmen.

9. Damit können wir zur *zweiten These*: In seiner praktischen Bedeutung ist das Wort »Gott« durch den (jeweiligen) Gebrauch der Worte »*Freiheit*« und »*Zukunft*« bestimmt (Schupp 141).

Da das Wort »Gott« von sich aus keinen semantischen Bedeutungsinhalt hat, muß es in seinem Gebrauch (wenn dieser sinnvoll sein soll) in einen seine Bedeutung normierenden Zusammenhang mit anderen geeigneten Worten gestellt werden. Solche Worte könnten (christlich gesehen) sein: Leben, Liebe, Glaube, Glück, Friede, Hoffnung (vgl. Kambartel). Ich habe (im Anschluß an Schupp 141) die Worte »*Freiheit*« und »*Zukunft*« gewählt. Der Wahl liegt ein selektives Element zugrunde, das jedoch nicht deshalb als beliebig angesehen werden darf. In ihm drückt sich eine Einschätzung der "Situation" des Christentums in der Gegenwart aus, der theoretisch gerichtet zu werden versucht wird« (Schupp 137). Von daher enthält die Wahl auch ein kritisches Element. »Vieles, werauf andere und andere

Zeiten ein großes Gewicht gelegt haben und legen, kann zurückzuführen« (Schupp 137). Der selektive, aber geschichtlich nicht zufällige Standpunkt der Wahl enthält ein Urteil darüber, was in den christlichen Grundschriften und der christlichen Überlieferung das Wesentliche und unterscheidend Christliche sei — das nicht Zufällige des Standpunktes der Wahl gründet darin, daß ich die europäische Freiheits- und Aufklärungstradition als die Denkgestalt ansehe, die für Freiheit und Zukunft einsteht, und daß ich als Signatur dessen, was die Menschen seit der französischen Revolution in ihrem Willen bewegt, das verstehe, was in den Worten »Freiheit« und »Zukunft« ausgedrückt ist. Es handelt sich bei dem theoretischen Unternehmen um ein hypothetisch-axiomatisches Vorgehen, mit Hilfe dessen festgestellt werden soll, ob sich ein für die Gegenwart brauchbarer Zusammenhang von Sätzen herstellen läßt (Schupp 142).

Werden die Worte »Freiheit« und »Zukunft« als für die vernünftige Bestimmung des Wortes »Gott« unabdingbar angesehen und gesetzt, erhält dadurch das Wort »Gott« eine Bedeutung, die es in sich selbst, seine regulative Funktion in bezug auf die Verständnisart religiöser Rede und in bezug auf menschliche Lebenspraxis und Sinnverwirklichung historisch konkret auszuüben.

10. Das führt zur *dritten These*: Der primäre Zusammenhang der Worte »Freiheit« und »Zukunft« ist kein deskriptiver, sondern ein axiologischer (Schupp 148).

Die Bedeutung der Worte »Freiheit« und »Zukunft« entnehme ich dem Sprachzusammenhang der für Aufklärung und Vernunft »parteilich« eintretenden Sprache und Theoriebildung der letzten 200 Jahre; und dieser Zusammenhang ist ein axiologischer.

Der Gebrauch des Wortes »Gott«, dessen Interpretation in Beziehung auf die Worte »Freiheit« und »Zukunft« gewonnen wird, wird dadurch konsequent in seiner axiologischen Funktion ausgelegt. Was mit »Gott« gemeint ist, muß an der »kritischen Überwertigkeit« des Gebrauchs von »Freiheit« und »Zukunft« zum Ausdruck kommen (Schupp 144). Von daher kann man dann sagen, daß die hier entwickelte Theorie der Rede von Gott eine *Entscheidungs-theorie*, eine »theo-logische« Ethik ist, aus der sich eine zwar sehr allgemeine, aber doch (normative) *Präferenzordnung* (Werttheorie) ergibt (Schupp 135) — mit der in ihrer Anwendung auf die historische Situation historisch-konkrete Imperative gewonnen werden können.

Freiheit besagt die kritische Infragestellung von allem, was Lebensform und Lebenspraxis, was in ihr an Umständlichkeit, Unterdrückung, Ungleichheit, Entfremdung, Einsamkeit, ungerechter Herrschaft, (sprachlicher und realer) Gewalt, Zwang, Fixierungen, Verzerrung von Sprache und Kommunikation, Konventionen, gegenständlichen Normen, Unwahrheit, Lüge vorhanden ist, und fordert kategorisch dazu auf, gegen das, was davon der Fall ist, Widerstand zu leisten und es zu überwinden.

Zukunft besagt die kritische Infragestellung von allem, was Bestehendes zerstört, was Veränderung, neu entstehende (d.h. nicht schon gekannte, also nicht bloß wiederholende) Verwirklichung, konkrete Utopie, offenen Horizont, ausstehendes Glück, Noch-nicht-verbündert, und die kategorische Aufforderung, alle zukunftsvernichtende Berufung auf Dogma, Ideologie, Natur, Zufall, Schicksal, ewiges Gesetz zu widerlegen und zu überwinden.

11. Das macht die *vierte These* notwendig: Eine philosophische Theorie über die Rede von Gott erfordert in einem und unaufhebbar Verstehen und Kritik (Schupp 153).

Der Ort, an dem sich »Freiheit« und »Zukunft« als Schlüsselbegriffe für den Gebrauch des Wortes »Gott« praktisch auszuwirken haben, ist der gesellschaftlich-kommunikative Raum und es geht um die Diskussion dessen, was in diesem Raum mit »Freiheit« und »Zukunft« gemeint ist. Der imperativische Zusammenhang, in dem diese Diskussion geführt wird, macht klar, daß es sich bei »Freiheit« und »Zukunft« nicht um etwas han-

delt, das schon ist oder sich nur Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit heraushebt und einstellt. Der kritisch-argumentative Zusammenhang macht klar, daß das, worin »wahre Freiheit« und »wahre Zukunft« verwirklicht wären, weiterhin nicht feststeht (Schupp 153).

Der gesellschaftlich-kommunikative Raum von Verstehen und Kritik mittels »Freiheit« und »Zukunft« wird als zugleich Wahrheit und Unwahrheit, Konsens und Dissens erfassend aufgefaßt. Das dort vorausgesetzte Widerständige ist nicht einfach als faktischer Irrtum zu begreifen, sondern (ohne ersteres auszuschließen) als (auch durch Freiheitshandeln des Menschen) verzerrter Sinnzusammenhang, der nicht bloß durch das Gewinnen einer gemeinsamen Präferenzordnung der Freiheit (Schupp 153). »Erst die formale Vorwegnahme des idealisierten Gesprächs als einer in Zukunft zu realisierenden Lebensform garantiert das letzte tragende kontrafaktische Einverständnis, wenn es ein falsches ist, als falsches Bewußtsein kritisiert werden kann« (J. Habermas, *Der Universalitätsanspruch der Hermeneutik, in: Hermeneutik und Ideologiekritik*, Frankfurt a.M., Suhrkamp 1971).

Die folgenden zwei Thesen führen nur noch aus und zu Ende, was in den bisherigen bereits dargelegt worden ist:

12. Die *fünfte These*: Eine philosophische Theorie über die Rede von Gott hat ihre Funktion in dialektischer Aufhebung vermeintlicher Ununterschiedbarkeit (Schupp 155).

Wo im Bewußtsein gegenständliche Inhalte als unmittelbar und so als unantastbar gehen (weil sie Metaphysik, Ideologie, Dogma, ewiges Gesetz, Institution, Ritual, heiliger Ordnung, heiliger Autorität, Führer, Unfehlbarkeit, unmittelbarer (religiöser) Erfahrung festgemacht werden), ist Freiheit gegenständlich normiert, Zukunft vernachlässigt, Geschichte ausgeschlossen.

13. Die *sechste These*: Eine philosophische Theorie über die Rede von Gott beinhaltet als Kritik jeden Anspruchs totaler Selbstvermittlung (Schupp 156).

Totale Selbstvermittlung bedeutet den Identitätszwang wissenschaftlicher, politischer, ökonomischer, ideologischer, religiöser Systemprogramms, Aufhebung des Subjekts, Prädefinition von Freiheit und Zukunft, totalitäre Herrschaft, Ausschließung von Fragment, totale »Versöhnung« von Vernunft und Realität, Aufhören von Sprache und Gott als nicht in Identität verschwundene Synthesis von geschichtlicher Gegenständlichkeit und transzendenter Negation.

Philosophische Theorie ist das Ununternehmen, das die Möglichkeit des Denkens des Nicht-Gegenständlichen und Nicht-Identischen offenhält: Die Rede von Gott.

Anmerkungen

In der Arbeit von F. Schupp, auf die ich mich im folgenden beziehe, geht es um den Theoriebegriff in der Theologie. In dieser Arbeit hat F. Schupp auch eine theologische Theorie über den Modus sinnvoller Rede von Gott entwickelt. In meiner Darstellung habe ich diese Theorie von F. Schupp in Gedankengang, Argumenten und Formulierungen übernommen, aber die Modifikationen vorgenommen, die mir notwendig schienen, um aus der theologischen Theorie eine philosophische zu machen. Ich habe dabei nicht alle Bezüge auf den Text von F. Schupp als direkte Zitate mit Auführungszeichen ausgezeichnet — das wäre wegen der von mir vorgenommenen Modifikationen zu schwerfällig bis unmöglich gewesen, aber ich habe immer den Ort des Bezuges angegeben.

Im Text zitiert:

P.L. Berger/Th. Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt a.M., S. Fischer 1969.

F. Kasparek, *Theologische, definitorische Vorschläge zu einigen Grundterminen im Zusammenhang christlicher Rede von Gott*, in: *Zeitschrift für Evangelische Ethik* 15 (1971) 32—35.

F. Schupp, *Auf dem Weg zu einer kritischen Theologie*, Freiburg, Herder 1974; darin vor allem: *Bemerkungen zum Theoriebegriff in der Theologie*, 124—158.

F. Schupp, *Mythos und Religion: Der Spielraum der Ordnung*, in: *Philosophie und Mythos. Ein Kolloquium*, hrsg. Hans Poser, Berlin, de Gruyter 1979, 59—74.

Ulrich Ladurner

DER KURHAUSBARON

Langsam, sehr langsam erkennt man hinter aufgerichteten Gerüsten die Konturen des Kurhauses in Meran. Fast ein wenig überrascht stellen Passanten fest, daß die Arbeiten doch weitergehen. Man hat sich schon gewöhnt an das Gerüst rund um das Gebäude, an die aufgerissene Promenade, an die schön sichtbar angebrachten Tafeln, die Kurgäste und Mitbürger um Verständnis bitten für die entstandenen Unannehmlichkeiten. Nun, auch wenn jetzt die goldenen Lettern von den Fassaden glitzern, wird es wohl noch lange dauern, bis die Arbeiten am Kurhaus abgeschlossen sein werden. Zu Beginn hat man von für die Renovierung notwendigen 3 -- 4 Milliarden gesprochen. Heute spricht man von 14 Milliarden. Das duldsame Gemüt des Meraner Bürgers wird's weiterhin ertragen. Die Lokalredaktion der »Dolomiten« bestätigt ja laufend die immense Bedeutung des Gebäudes für die Gemeinschaft, und auf Großes muß man eben lange warten; die Politiker streuen ein wenig Propagandamaterial zur 150-Jahr-Feier der Kurstadt Meran unter die Leute, und ab und zu fesselt ein kleiner ethnischer Konflikt die Gemüter. Das reicht dann auch schon.

Für jene aber, deren Bedürfnis nach Aufklärung noch immer nicht gestillt ist, sehe ich schon für die Zukunft die pompöse Eröffnung des Kurhauses (Originalton Alber bei der 150-Jahr-Feier: »Wir Meraner werden noch beweisen, wie wir feiern können!«), rauschende Feste für alle Bürger aus »nah und fern« (wenn wir Glück haben!), die Eröffnungsrede des Bürgermeisters, der wieder einmal *allen* bestätigt, daß das Kurhaus allen zugute komme, und ähnliches bereitgestellt. Die Kritiker werden das Maul aufreißen vor Staunen, und kein Wort mehr wird über die Lippen kommen.

Wie dies alles begonnen hat, wird kaum jemand mehr wissen. Wenn ich nun doch erzählen wollte, wie alles anfing, dann wäre ich versucht, mit dem Satz zu beginnen: »Es war einmal ...« Also: »Es war einmal ein berühmter Mann mit Namen Siegfried ...«

Ach, ich höre besser auf.

Die Geburt eines Mythos

Da ich aber den Namen des Herrn Ing. Dr. Siegfried Unterberger (fast) schon erwähnt habe, muß ich wohl noch weiterfahren. Dieser Name ist seit ungefähr sieben Jahren mit jenem der Stadt Meran engstens verflochten. Bei allen sichtbaren, bedeutenden Ereignissen -- über die unsicheren, aber ebenso bedeutenden kann ich Uninformierter leider nicht sprechen -- war Ing. Dr. Siegfried Unterberger zugegen.

Im großen Stil hat das im Jahre 1980 begonnen. Genauer am 8. August 1980. An diesem Tag wurde im »Pavillon des Fleurs« des Meraner Kurhauses die »Leo Putz«-Ausstellung eröffnet. Zum 40. Todestag des »großen Meraner Sohnes«, der in seiner

»Wahlheimat München« lebte, wurde die Ausstellung organisiert. Gleichzeitig wurde eine »Leo Putz«-Monographie herausgegeben. Organisator und Herausgeber: Ing. Dr. Siegfried Unterberger.

Die Ausstellung wurde als »kulturelles Großereignis« gefeiert. Ganze Schulklassen wurden in den »Pavillon des Fleurs« gekarrt. Im Gedächtnis der Meraner blieben zwei Dinge haften: die »Blaue Dame« (oder die »Dame in Blau«) von Putz und das organisatorische Talent des Herrn Unterberger.

Als dann die Ausstellungsräume am 21. September geschlossen wurden, hatte sich Ing. Dr. Unterberger bereits um die Austragung des Kandidatenfinales für die Schach-WM in Meran beworben. Der Deutsche Hübner und der Exilrusse Korschnoi sollten sich in Meran das Recht auf das WM-Endspiel gegen den Weltmeister erkämpfen. Die beiden spielten darin tatsächlich in Meran. Als weihnachtliche Zugabe sozusagen begann im Dezember das Kandidatenfinale. Das Turnier endete vorzeitig im Jänner mit der Abreise des nervlich angeschlagenen Hübner. Darüber waren natürlich alle öffentlichkeitsgierigen Werbemannager, allen voran Siegfried Unterberger, erbost. Man drohte zunächst mit Abzügen vom Preisgeld, entschloß sich dann aber doch, Hübner die volle Summe auszuzahlen. Damit waren rund 250 Millionen für das Spektakel ausgegeben. Maßgeblich beteiligt an der Finanzierung hatten sich verschiedene Südtiroler Banken, Unterberger hatte zum ersten Mal bewiesen, welche Draht er zu diesen Finanzquellen besitzt.

Aber wer erinnert sich schon daran. Die Meraner tun es wohl kaum. Dafür hatte sich mit dieser Veranstaltung der Name der Stadt Meran unauslöschlich in die Köpfe potentieller Touristen gegraben. So jedenfalls stand es in der Zeitung geschrieben. Ing. Dr. Unterberger war von diesem Zeitpunkt an nicht mehr nur Kulturmäzen, sondern erhielt den Beinamen »dynamischer Organisator«.

Nächste Etappe war das Finale der Schachweltmeisterschaft. Manch einer hatte sich damals die Augen geneigt und den Kopf geschüttelt. Eine Schach-WM in Meran? In (trotz allem und immer noch) Provinzwest Meran? In einer Stadt, die auf der einen Seite zwar den Vorteil hatte, in Kürze ihr 150-jähriges Jubiläum als Kurstadt feiern zu dürfen, auf der anderen Seite aber den Mangel aufweist, kein Casino zu besitzen.

Insgeheim dachte man zuversichtlich, daß das Lokalmeister Unterberger schon schaffen würde. Dieser gründete den Arbeitskreis Meran, der dann auch tatsächlich Karpow und Korschnoi nach Meran brachte. Im Handumdrehen war es dem neuen Stern um Meraner Kurthronel gelungen, alle bürokratischen, organisatorischen und finanziellen Hürden zu nehmen. Die laut »Dolomiten« für diese Großveranstaltung notwendigen 1,5 Milliarden Lire wurden zum großen Teil von 35 Sponsoren abgedeckt. Für Ing. Dr. Siegfried Unterberger öffneten alle Banken ihre Pforten.

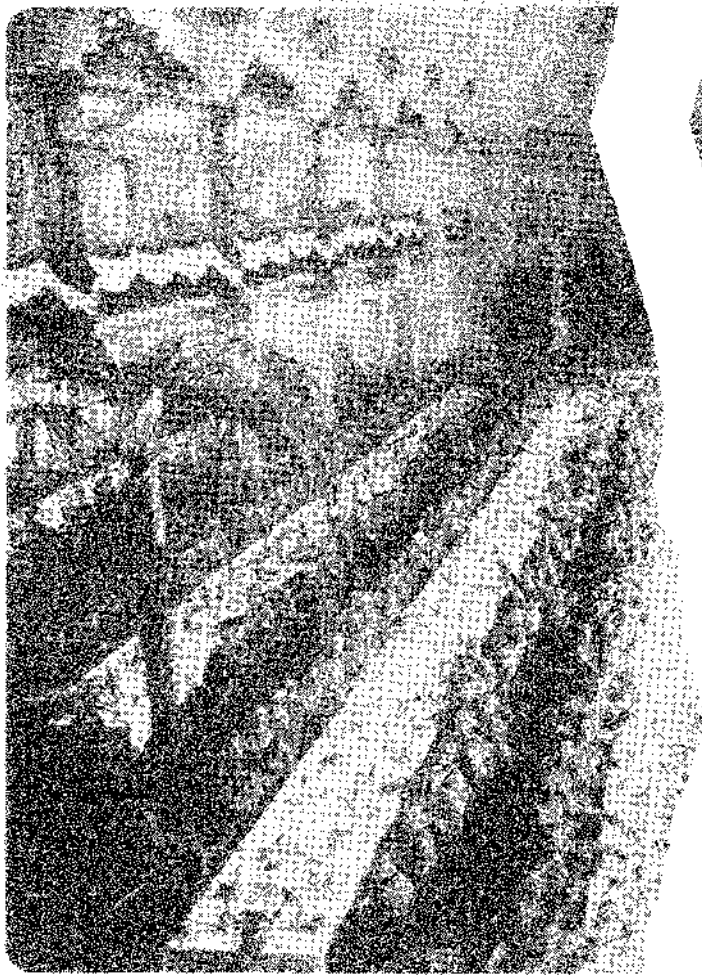
Mit Glanz und Glamour, der, wollen wir doch ehrlich sein, etwas ungelentk wirkte, lief im Oktober das WM-Finale vom Stapel. (Beginn 1.10.1981, Ende 21.11.1981.) Im Scheinwerferlicht sonnigten sich auch andere Lokal- und Provinzialgrößen. Josef Brandstätter, Präsident des Südtiroler Sparkassen, stieg zum »Wohlthäter« auf, Arthur Eisenkeil, seines Zeichens Hotelkettenbesitzer, erhielt den ehrenvollen Titel »Schachmäzen«. Und noch so manches kreuhte und fleuchte im Glanz der Öffentlichkeit. Aber das ist eigentlich Nebensache.

Auch diese WM ging frühzeitig zu Ende. Kortschnoi war ein schlechter Gegner und Karpow stand bereits Ende November als Weltmeister fest. Die Kurstadt war in allen Zeitungen, ohne Zweifel ein großer Erfolg. Bei der Abschlusfeier waren alle

beitskampof in Bildern von Franz Defregger und Albin Egger Lienz«. Für diese Veranstaltung wurde der »Pavillon des Fleurs« renoviert. Kostenpunkt 160 Millionen Lire. Unterberger erntete Dank für die »besonders gut geleistete Arbeit« und Kurverwaltungspräsident Herrmann Schnitzer drückte die Hoffnung aus, daß man für das Jubiläum »150-Jahre Kurorte« das Kurhaus renovieren könne.

Der Mythos und die Steuergelder

Im Herbst des Jahres 1984 wurde aus dem Kultur- und Schachmäzen der Kurhausbaron, Ing. Dr. Siegfried Unterberger die Renovierung des »Pavillon des Fleurs« anlässlich der



Der festliche Kurssaal, 1924

Bürger aus »nah und fern« geladen, man beweinräucherte sich selbst und ging zufrieden nach Hause.

Spätestens nach diesem gefeierten Großereignis konnten die Meraner einer neuen Persönlichkeit zujubeln. Ing. Dr. Siegfried Unterberger wurde zum Synonym für Effizienz, Erfolg und Tüchtigkeit. Die »Dolomiten« bemühten sich, Geschichten aus dem Hause Unterberger unter Volk zu streuen. Über die knapp gescheiterte, große Schachkarriere des WM-Organisators wurde berichtet, die sprachenbegabte Tochter des Herrn wurde in Bild gerückt, und schließlich ging die Frau des großen Meisters als »geschickte Architektin« in die Annalen der Meraner Stadtgeschichte ein. Anekdoten aus dem Leben eines Aufstiegers. Das Volk nahm alles dankend an.

Im Frühjahr 1984 landete der Alleskönner einen weiteren großen Coup. Er organisierte als Chef des bereits bekannten Arbeitskreises — nach seinem Selbstverständnis eine »aktive Bürgerinitiative« — die Ausstellung »1809 — Der Tiroler Frei-

Defregger-Lienz-Ausstellung vorgenommen. Im Laufe dieser Arbeiten hat man Schäden am Kurhaus festgestellt, von denen man vorher nichts gewußt haben wollte. (Vizebürgermeister Alber äußerte sich jedenfalls damals im Gemeinderat in diesem Sinn. Der Direktor der Kurverwaltung, Dr. Sabino Spera, meinte dagegen erst kürzlich, daß »man vom schlechten Zustand des Gebäudes schon seit Jahren gewußt hat«, Anm. d. A.) Vizebürgermeister Alber erklärte am 19. November 1984 im Gemeinderat, daß man das Kurhaus unbedingt restaurieren müsse, wenn man nicht riskieren wolle, daß es zusammenbräche.

Die Situation war also die, daß man mitten in Meran ein riesiges Gebäude stehen hatte, das einzustürzen drohte. Zudem war dieser Komplex das Herz des Tourismusbetriebes im Burggrafentamt. Schöne Bescherung!

In dieser dramatischen Lage trat der »deus ex machina« in Aktion. Er kam in Form eines Nachwaghshalters des Landes.

Dieser Nachtragshaushalt sah eine beträchtliche Erhöhung der Beiträge für die Gebäude, die unter Denkmalschutz standen, vor. Das war natürlich eine einmalige Gelegenheit. Im Frühjahr entdeckt man, daß das Kurhaus unbedingt zu renovieren sei. Im Sommer erhöht das Land die Beiträge für eben solche Objekte. Wer will hier nicht an Zufall glauben?

In diesem Zusammenhang muß ich eine Eigenschaft des Herrn Ing. Dr. Siegfried Unterberger erwähnen, die bis jetzt unerwähnt blieb. Nämlich die des Politikers. Siegfried Unterberger ist der Stadtkomiteeobmann der SVP in Meran und gilt gemeinhin als der mächtigste Politiker in Meran. Er war auch der Mann, der nach den Gemeinderatswahlen 1985 die Koalitionsverhand-



lungen führte. Bekanntlich haben diese in Meran von Mai bis in die Dezemberwochen hinein gedauert.

Aber kehren wir zum Kurhaus zurück. Die Gelder waren also in Reichweite. Aber bekanntlich gibt es einige bürokratische Hürden, um Zuwendungen vom Land zu erhalten. Bevor die Gemeinde das Geld erhalten konnte, mußte sie, gemeinsam mit dem Gesuch ein detailliertes Projekt einreichen. Dieses Projekt mußte dann vom Denkmalamt angenommen werden. Um an die in Aussicht gestellten 1,5 Milliarden Lire heranzukommen, mußte dies alles innerhalb des Jahres — so jedenfalls die Argumentation des Vizebürgermeisters und der Kurverwaltung — geschehen.

Die Meraner Kurverwaltung, die wohlgerne nicht die Eigentümerin des Kurhauses, sondern aufgrund einer Konvention des Jahres 1930 bloß die Verwalterin ist (das Kurhaus ist Eigentum der Gemeinde Meran), wandte sich eiligst an Ing. Dr. Siegfried Unterberger. Dieser erstellte prompt ein Projekt und ebenso einen Kostenvoranschlag für das 1. Baukos.

Am 22. 10. 1984 nahm das Denkmalamt in Bezug dieses Projekts mit der Auflage an, daß sämtliche »Arbeiten im Detail (Verputz, Malereien, Feinsitz) noch genauer abzuklären sind«. Nun fehlte nur noch ein Beschluß des Gemeinderates zur Annahme des Landesbeitrages von 1,5 Milliarden Lire und zur Genehmigung der Ausgabe von 6.779.200 Lire aus gemeindeeigenen Mitteln, die für die Finanzierung des 1. Baukos nötig waren. Dieser Beschluß wurde dann auch 20. 11. 1984 mit der bemerkenswerten Mehrheit von 28 Ja- zu 2 Nein-Stimmen angenommen.

Eine glatte, saubere Geschichte, könnte man meinen. In Wirklichkeit eine äußerst verschlungene und undurchsichtige.

Um einen Antrag an einen Freiberufler zu vergeben, bedarf es, je nach Höhe der Ausgaben, eines Beschlusses des Gemeinderates oder des Stadtrates. In diesem Fall hätte der Gemeinderat beschließen müssen, einen Freiberufler mit der Ausarbeitung des Projektes zu betrauen. Ein solcher Beschluß war zur Zeit der Annahme des von Ing. Dr. Unterberger erarbeiteten Projektes durch das Denkmalamt *nicht* gefaßt worden. Zudem war das Gesamtprojekt in Baukos aufgeteilt, so daß man einer Aus-

schreibung auf nationaler Ebene auswich. Und schließlich kommt hinzu, daß der Gemeinderat, in diesem Fall die Kurverwaltung, nicht einmal einen Ideenwettbewerb zur Renovierung des Kurhauses ausgeschrieben hat. Eine sonst wohl durchaus übliche Praxis.

Die Kurverwaltung hat also völlig eigenmächtig, ohne den Gemeinderat zu berücksichtigen, einen Freiberufler mit der Ausarbeitung eines Projektes und eines Kostenvoranschlags beauftragt. Obwohl das gesamte Unternehmen mit öffentlichen Geldern finanziert werden sollte, wurde die Gemeinde Meran, welche ein gutes Drittel der Gesamtkosten tragen wird, als letzte eingeschaltet. Der Beschluß des Gemeinderates wurde sozusagen als läange bürokratische Pflichtübung eingeholt. Ein demokratisch gewähltes Organ, mit der Aufgabe, öffentliche Gelder zu verwalten und deren Ausgabe zu kontrollieren, wurde zum Akklamationsorgan herabgewürdigt.

Vizebürgermeister Alber begründete dies alles mit der Dringlichkeit der Restaurierung des Kurhauses, denn im Jahre 1986 wird man das 150-Jahr-Jubiläum der ältesten Kurstadt, nach Meran, des alten Österreich feiern! ** Weiter argumentierte Alber, daß man erst im Juli von der Aufstockung des Haushaltes erfahren habe und es nötig sei, innerhalb des Jahres ein Projekt einzureichen, um den Beitrag zu erhalten. Und es gäbe in Meran nun einmal nur einen Mann, der in kurzer Zeit ein solches Projekt ausarbeiten könne, nämlich Ing. Dr. Siegfried Unterberger. Das alles sei, meinte Alber gelassen, ohne Beschluß des Gemeinderates geschehen. Dazu bemerkte er weiter lapidar: »Ing. Unterberger hat doch bis jetzt nichts anderes in der Hand, als einen Brief der Kurverwaltung, die ihn bittet, ein Projekt auszuarbeiten. Dies alles ohne ihm einen Auftrag zu erteilen.«** Albers Argumentation: »Es ist noch lange nicht selbstverständlich, daß Unterberger (Kultur- und Schachkanzler, Superarchitekt und Stadtkomiteeobmann der SVP in Meran; habe ich nichts vergessen?) den Auftrag bekommen. Er hat ja nur einen Brief in der Hand, keinen offiziellen Auftrag. Es kann also alles noch anders kommen.«

Es ist aber nicht anders gekommen. Am Tag nach dieser Erklärung erhielt Unterberger den offiziellen Auftrag.

Alber sprach von der Dringlichkeit des Vorhabens, von der Unfähigkeit der öffentlichen Körperschaft, diese Arbeit zu bewältigen. Dies genügte, um die Vorgangsweise zu rechtfertigen. Die Gemeinde Meran, die sich als erste bewegen sollte, wurde als letzte eingeschaltet. Schlicht und einfach übergangen.

Wie leicht sich der Gemeinderat mißbrauchen ließ, beweist auch die überwältigende Mehrheit, mit der im November dieser Beschluß gefaßt wurde (28 Ja/2 Nein). Möglich war dies durch die hartnäckige Geschlossenheit der SVP, die natürlich wie ein Mann hinter ihrem Chef stand, durch die Koalitionspartner DC und PSI, die sich in Schweigen hüllten, und schließlich durch die Oppositionsparteien, die sich über den unerwarteten Geldregen freuen und ihm dankend annahmen. Allein die Vertreter der Alternativen Liste stimmten gegen diesen Beschluß.

Die Blühzeit der Parteien ist erstauulich. In dem Gemeinderatsbeschluß vom 20. 11. 1984 wurde nämlich auch festgehalten: »Soweit die Bankkosten nicht durch den oben genannten Landesbeitrag abgedeckt sind (1.500.000.000.- Ansd.A.), wird die Stadtverwaltung als Eigentümerin des Kurhauses dafür aufkommen müssen, da es der Kurverwaltung an Eigenmitteln mangelte. Was man in der Hand hatte, war ein Projekt des Ing. Unterberger und ein Kostenvoranschlag für das erste Baukos. Wie hoch die Kosten insgesamt sein würden, war nicht abzuschätzen. Das heißt also, daß die Gemeinde Meran auf eine Zug aufsprang, von dessen Geschwindigkeit sie nichts wußte. Das inzwischen eine Wahnsinnsgeschwindigkeit erreicht worden ist, beweist die Ausgabenentwicklung. Hatte man ursprünglich von 3 — 4 Milliarden gesprochen, werden heute bereits 14 Milliarden ausgegeben. Der Gemeinderat ist ganz nach dem Motto verfahren: »Magnum mit den Arbeiten, hier habt ihr die ersten 1,5 Milliarden, dann werden wir schon

weitersehen«. Heute versucht man die Ausgabenexplosion damit zu begründen, daß die Kosten zur Sanierung eines Altbaues schwer abzuschätzen seien. Aber heißt, »schwer abzuschätzen«, daß man sich das drei- bis vierfache verkauffert? Hätte die Renovierung vor 1984 begonnen, könnte man heute mit der Preissteigerung, die es in den Jahren '80 -- '84 in diesem Sektor gegeben hat, argumentieren. Da sich aber seit 1984 die Preissteigerung um 10% bewegt, ist ein solches Argument nicht stichhaltig. Die Kurverwaltung, das heißt Ing. Dr. Siegfried Unterberger, plätiert ins Blaue, im Vertrauen darauf, daß die Gelder der öffentlichen Hand schon kommen werden. Jedenfalls wird nicht gespart. Ganz im Gegenteil: für das Kurhaus scheint mir das Besse gerade gut genug zu sein. Ich will gar keine Beispiele nennen, sondern rate jedem, sich einmal im Kurhaus umzusehen.

Wie sicher sich Ing. Dr. Unterberger war, beweist auch die schlampige Ausführung des Kostenvoranschlags des 1. Baules. So wurden Metallarbeiten (rund 300 Millionen Lire) zu Paketarbeiten, dann wieder zu Metallarbeiten; für Facharbeiter wurden Stundensätze angegeben, die weit über dem Durchschnitt lagen; schließlich zeichnete Unterberger als Ingenieur für Arbeiten, für die ein Architekt hätte zeichnen müssen (nach R.D. 23.10.75, Nr. 2537). Dieser Fehler wurde aber gleich ausgebessert. Die Frau Unterbergers kam zum Handkuß. Sie ist Architektin. Dies alles soll zeigen, daß Unterberger nicht mit Widerstand im Gemeinderat gerechnet hatte.

Sag, mir wo die Gelder sind. Wo sind sie geblieben?

Mit dem Gemeinderatsbeschuß vom November 1984 wurde nicht nur der Landesbeitrag angenommen. Viel mehr, (!!) Es wurde weiter beschlossen, die Arbeiten in Anlehnung an den »Art. 7 des L.G. Nr. 27 vom 11.6.1975 der bisherigen Kurverwaltung zu übertragen«. Weiters heißt es in dem Beschuß: »Die Kurverwaltung übernimmt sämtliche Arbeiten und Lasten im Zusammenhang mit der Vergabe der verschiedenen Bauleistungen, den Abschluß der entsprechenden Verträge, der Bauleitung, der Bauleitung, der Aufmessung und Abrechnung der Arbeiten«. Nun ist es zwar üblich und in manchen Fällen sicher auch angebracht, daß die öffentliche Verwaltung Aufträge an Private vergibt, um eine effizientere, bessere Ausführung der Arbeiten zu garantieren. Ganz in diesem Sinne argumentiert der Direktor der Kurverwaltung Dr. Sabino Spera: »Man wollte aufgrund der schlechten Erfahrungen, die man mit dem Stadttheater Meran gemacht hatte -- zu dessen Bau wurden nur 14-Jahre benötigt, zu dessen Renovierung aber gut sieben Jahre --, neue Wege beschreiten.« Alles gut und recht. Aber rechtfertigt dies, daß der Gemeinderat einfach übergegangen worden ist, daß die öffentlichen Gelder aus der Hand gegeben worden sind, ohne daß die Gemeinde noch eine direkte Kontrolle darüber hat? Die Übertragung der Arbeiten an die Kurverwaltung wurde mit dem Art. 7 des L.G. vom 11.6.1975 begründet. Darin heißt es unter »Übertragung der Bauausführung« (Art. 7): »Die Ausführung der aus diesem Gesetz finanzierten Arbeiten kann an solche Körperschaften übertragen werden, die dazu die nötigen Voraussetzungen haben«.

Wenn ich das richtig interpretiere, dann heißt »nötige Voraussetzungen« in diesem Fall, daß man eine Einrichtung besitzt, die in der Lage ist, ein solches Projekt auszuarbeiten und die Ausführung zu leiten. Nun, die Gemeinde besitzt eine solche Einrichtung, das städtische Bauamt. Die Kurverwaltung besitzt eine solche Einrichtung nicht, dafür aber hat sie gute Beziehungen zu Ing. Dr. Siegfried Unterberger. Man hat also einfach die Rollen vertauscht. Die Gemeinde, mit den »nötigen Voraussetzungen« ausgestattet, übergibt der Kurverwaltung, die diese »nötigen Voraussetzungen« nicht hat, die Ausführung der Ar-

beiten, mit der Begründung, daß sie selbst diese »nötigen Voraussetzungen« nicht habe (Ist Ihnen auch schwindlig?)

Aber das ist meine Interpretation der »nötigen Voraussetzungen«. In diesem Fall wurde natürlich etwas anderes interpretiert. Die Gelder sind nun in der Hand der Kurverwaltung. Wie wird aber deren Ausgabe kontrolliert? Die Gemeinde, jedenfalls hat über diese Gelder keine direkte Kontrolle mehr. Zwar sitzt der jetzige Bürgermeister Aber im Verwaltungsausschuß der Kurverwaltung, aber als einfaches Mitglied dieses Gremiums und nicht als Vertreter der Gemeinde. Es gibt beispielsweise keine von der Gemeinde eingesetzte Kommission, die die Vergabe der Arbeiten, den Abschluß von Verträgen usw. überwacht. Ja nicht einmal das städtische Bauamt kann die Abnahme der Arbeiten übernehmen. Es gibt eigentlich nur zwei Verbindungen zwischen der Gemeinde und der Kurverwaltung. Durch die eine fließen Gelder hinein, durch die andere kommen Rechnungen heraus. Das Bauamt hat die Rechnungen nur mehr abzugeben. Im Herbst des vergangenen Jahres sprach Bürgermeister Aber vom völligen Vertrauen, das man in die Kurverwaltung haben konnte. Bei einer solchen Vorgehensweise heißt wirklich nur mehr das Vertrauen! Daß auch die Ratsmitglieder von dieser Zuneigung zur Kurverwaltung besess sind, wurde zweifach bewiesen. Am 21. März 1985 wurde ein Antrag der Alternativen Liste zur Einsetzung einer Kommission zur Überwachung der Auftragsvergabe mit 19 Nein, 8 Enthaltungen und 2 Ja-Stimmen abgelehnt. Eine ähnlicher Antrag wurde dann im November 1986 nur mehr mit 18 Nein 2 Enthaltungen und 9 Ja Stimmen abgelehnt.

Die Kassierer: Unterberger und die Kurverwaltung

Der Verwaltungsausschuß der Kurverwaltung hat am 21. November 1984 einen für den weiteren Umgang mit den Geldern bedeutenden Beschuß gefaßt (Beschuß Nr. 68, Prot. Nr. 2206). In diesem Beschuß wird festgehalten, daß die Arbeiten für das erste Baule in Anlehnung an das Regio Decreto vom 23.5.1924, mittels Privatverhandlungen vergeben werden. Die beiden angeführten Gesetze erlauben die Vergabe von Arbeiten mittels Privatverhandlungen in ganz bestimmten Fällen. Unter anderem wenn die »Dringlichkeit der ausführenden Arbeiten« vorliegt oder »besondere Umstände« eintreten, die in der jeweiligen »Beschußnahme zu begründend« sind. Die Kurverwaltung hat nun die ersten 1 1/2 Milliarden mit der Begründung der Dringlichkeit der Arbeiten auf dem Wege der Privatverhandlungen vergeben.

An dieser Stelle taucht unser alter Bekannter auf: Ing. Dr. Siegfried Unterberger. In die Rolle des Projektleiters geschlüpft, hat es ihm durch diese Art der Arbeitsvergabe möglich, seinen Spielraum zu vergrößern. Vielleicht wird das an zwei Beispielen deutlicher:

Mit dem Beschuß Nr. 41 vom 11. April 1985 (Prot. Nr. 959) werden die Arbeiten für die Erneuerungen der sanitären Anlagen vergeben. Mit Begründung der Dringlichkeit und Unaufschiebbarkeit wird dieser Antrag mittels Privatverhandlungen vergeben. Fünf Unternehmen werden angeschrieben. Die Vorschläge sind folgende:

Boredil, Meran	40.206.450.--L
Atzwanger, Bozen	30.673.300.--L
Schmidhammer, Bruneck	30.782.690.--L
Pircher, Tirol	39.423.200.--L
Luis Egger, Schemna	38.717.440.--L

Es heißt nun weiter: »Angesichts dessen, daß das Unternehmen Boredil eine Verbilligung von 27% gewährt hat, ergibt sich, daß dieses Angebot das günstigste ist. In Rechnung gestellt, daß auf diese Weise die unmittelbare Fortführung der Arbeiten garantiert wird ...« Das Unternehmen Boredil erhält den Auftrag.

Zweites Beispiel: Mit dem Beschluß Nr. 19 (Prot. Nr. 563) vom 28. Februar 1985 werden unter anderem die Arbeiten für die Erneuerung der Elektroanlagen vergeben. Auch hier mittels Privatverhandlungen. Begründung: Dringlichkeit.

Drei Vorschläge werden vorgebracht:

Brunold, Leifers	215.001.600.---L.
Capriani, Meran	198.660.600.---L.
Covi, Bruno, Meran	261.187.810.---L.

Es heißt weiter: »Das Unternehmen Covi hat eine Verbilligung von 1% angeboten. Angesichts der Tatsache, daß damit diese Angebot das günstigste ist ...« Das Unternehmen Covi erhält den Auftrag.

Beide Beispiel zeigen eine gewisse »lockere« Art der Beschlußfassung. Vor allem beim ersten Beispiel ist seltsam, daß, nachdem von mehreren Unternehmen Angebote eingeholt worden sind, eines von diesen eine Verbilligung um gut 27% gewährt. Der gesamte Vorgang des Einholens von verschiedenen Vorschlägen wird durch diese Vorgangsweise zur Farce. Weiters kann man wohl annehmen, daß ein Unternehmen, welches beim zweiten Angebot fast um ein Drittel weniger verlangt, nicht gerade sehr seriös ist. Aber auch das ist für die Kurverwaltung kein Problem. Seltsam ist auch, daß sich die Kurverwaltung (sprich Unterberger) für dieses Unternehmen entscheidet, obwohl dessen Angebot auch nach der Verbilligung (29.350.709.-L.) nur knapp unter den ersten Angeboten der Unternehmen Schmidhammer und Alwanger liegt. Hinzu kommt, daß gerade diese Unternehmen bekannt sind für die Fähigkeit, größere Aufträge zu erfüllen. Dem Kriterium der Effizienz und Schnelligkeit bei der Ausführung der Arbeiten bräten auch diese beiden Unternehmen standgehalten.

Für das zweite Beispiel gilt wohl dasselbe. Zu erwähnen bleibt noch, daß die Ausgaben für die Elektroanlagen inzwischen auf 570.000.000.- Lire (fast das dreifache) erreicht haben sollen.

Im Herbst 1986 ist es aufgrund dieser »lockeren« Verwaltung der öffentlichen Gelder zum Eingriff der Staatsanwaltschaft gekommen. Für Bauleiter Ing. Dr. Unterberger, dem Präsidenten der Kurverwaltung Hermann Schnitzer und dem Unternehmen

Verwaltungsausschuß der Kurverwaltung (in der so bekannte Persönlichkeiten wie Walter Seibstock — die Sportlerherzen schlagen höher — sitzen) und allen voran Bauleiter Ing. Dr. Unterberger jonglieren nach Belieben mit Milliardenbeträgen. Aber in Meran regiert sich kein Wässerchen. Zu groß ist das Prestige dieser Männer. Man schweigt. Man will nicht »out« sein, sondern »in«. Dem schließlich kann man ja nicht wissen, ob man nicht selbst einmal die Gelegenheit hat ...

Und wer zahlt die Zeche?

Wer bezahlt das alles? Die Zahlenden sind das Land, die Gemeinde Meran und die Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt. Nachdem im November 1984 die ersten der 1 1/2 Milliarden genehmigt worden waren, ging es Schlag auf Schlag.

Am 21. Jänner 1985 gewährt die Gemeinde Meran, diesmal aus gemeindeeigenen Mitteln, für die Erneuerung der Elektroanlagen einen Beitrag von 296.989.000.- Millionen Lire. Wieder hat die Kurverwaltung von sich aus Ing. Dr. Unterberger beauftragt und gleichzeitig mit dem Antrag um einen Beitrag einen detaillierten Kostenvoranschlag eingereicht. Wieder wird die Vergabe der Arbeiten, die Ausführung, Leihung usw. an die Kurverwaltung delegiert.

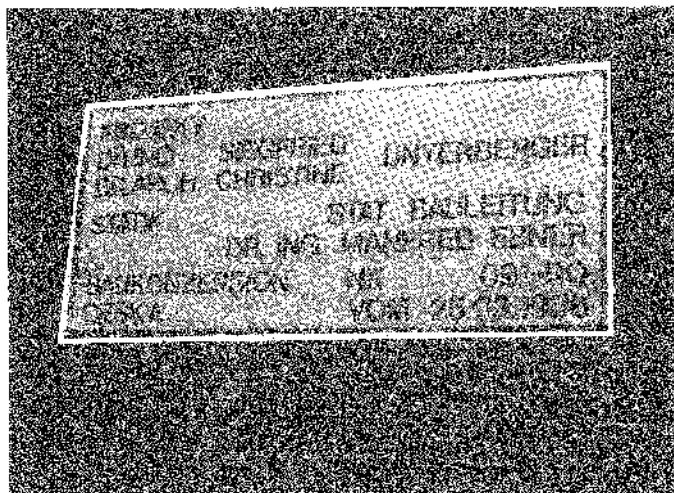
Am 21. März 1985 werden 1.020.000.000.- Lire ausgeschüttet. 182.000.000.- zahlt das Land, 344.000.000 die Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt und 500.000.000.- die Gemeinde Meran. Im Sommer 1985 zahlt das Land direkt an die Kurverwaltung 1.500.000.000.- Lire.

Im Oktober folgen weitere 712.868.500.-

Im Mai 1986 nimmt die Gemeinde Meran einen Landesbeitrag von 729.000.000.- Lire an.

Im Juli folgen neuerlich 1.500.000.000.- Lire.

Inzwischen ist das 6. Baualos erreicht worden. Der Kostenvoranschlag für dieses Baualos beträgt 6.838.151.800.- Lire. Die Gesamtkosten der ersten vier Baualose betragen 9.726.518.235.- Lire. Wieviele Baualose noch kommen werden, weiß man anschließend nicht und das Kurhaus ist noch immer nicht restauriert.



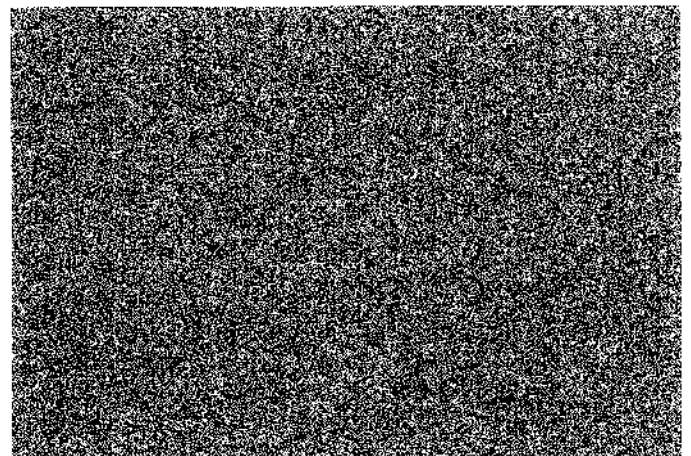
Roberto Pavan gab es Vorladungen. Inzwischen ist die Voruntersuchung des Staatsanwalts abgeschlossen und die Akten sind dem Untersuchungsrichter weitergeleitet worden. Die betreffenden Herren müssen mit einer Anklage wegen Wahrnehmung von Privatinteressen bei einer Amtshandlung rechnen. Dieser Vorstoß ist inzwischen irgendwo versandet. Jedenfalls hat man nichts mehr davon gehört.

Es wurde in einer Art und Weise mit öffentlichen Geldern umgegangen, die nicht nur unverantwortlich ist — welche Verantwortung gegenüber der Allgemeinheit ließe sich denn eine autonome Körperschaft wie die Kurverwaltung anlasten? — sondern einfach schamlos. Die Meraner Honoratioren im

Das Ende aller Mühen

Nun bin ich wohl ans Ende gelangt. Ich bin müde, meinen Taschenrechner sind die Batterien ausgegangen. Da ich durch den Zahlenschengel abgekämpft bin, stellt mir der Sturz nicht nach leidenschaftlichen Appellen.

Bei dem Stand der Dinge aber verspricht die Eröffnung des Kurhauses ein »leidenschaftlicher« Eierkatz zu werden.



*Die unter Anführungsstrichen gesetzten Zitate bis zum Untertitel »Der Mythos und die Steuergeldern« stammen aus der Tageszeitung »Dolomiten«.

**Franz Ahofer am 19.11.1984 im Gemeinderat von Meran.

KONZENTRATIONSGELÜSTE

Die neuen Herren der Zeitungen

Hat Ugo Stillo, langgedienter Washington-Korrespondent des *Corriere della Sera*, nun von FIAT-Chef Agnelli persönlich das Angebot erhalten, Chefredakteur des Blattes zu werden, oder doch »nur«, wie er in einem zweiten Moment versicherte, vom Verwalter des Rizzoli-Verlages, Giorgio Fattori? Was nach einer Frage aus der Klatschspalte klingt, ist von nicht geringer Bedeutung für die italienische Presselandschaft, denn anders gestellt lautet sie: Ist Rizzoli — neben Mondadori der größte italienische Verlag — nun so offensichtlich im Besitz des Autounternehmens, daß der Avvocato dort schon die Posten vergibt? Und hat FIAT neben der Kontrolle über den Automarkt, die Metallindustrie, große Versicherungen, die Fußballbranche und und und, nun auch den gesetzlich fixierten Anteil von 20% der Gesamtauflage aller Tageszeitungen überschritten, denn das Unternehmen besitzt seit eh und je die Turiner Zeitung *La Stampa*?

Der Wechsel an der Spitze des *Corriere* Anfang März war nur ein Fall unter anderen, und wahrscheinlich gar nicht der letzte. Im Jänner wurde Vittorio Emiliani, seit 7 Jahren beim Montedison Blatt *Il Messaggero*, immerhin dem 4. größten der Halbinsel, vor die Tür gesetzt, kurz vorher hat Claudio Fracassi bei *Paese Sera* seinen Stuhl geräumt, von selbst, um dem Verkauf des Blattes nicht im Wege zu stehen.

Paese Sera, *Il Messaggero*, *Corriere* — alle drei haben sie es auf ihre Art mit der Konkurrenz vor allem eines Blattes, von *La Repubblica*, zu tun. Die beiden ersten kämpfen um ihre angestammte Rolle als große Blätter in Rom, der *Corriere* hat Ende 1986 seinen Platz als größte nationale Zeitung an *Repubblica* räumen müssen.

Das ehemals linksliberale Blatt hat für dieses Überholmanöver gewaltig investiert. 500 Mill. in die Erneuerung der Karikaturbeilage »Satyrica«, Ausbau der Wochenendbeilage »Week-end«, eine neue wöchentliche Wirtschaftsbeilage »Affari e Finanza«, alles in wenigen Monaten; geplant ist ein Sonntagsmagazin auf Glanzpapier. In Auflagenzahlen ausgedrückt haben sich diese Investitionen bereits rentiert, ca. 100.000 zusätzliche verkaufte Exemplare soll nur *Affari e Finanza* gebracht haben.

Den Zeitungen geht es gut. Gestiegen ist die Leserschaft, die noch zu Beginn der 80er Jahre deutlich hinter dem Durchschnitt vergleichbarer europäischer Länder lag. Gestiegen sind auch die Einnahmen, die Zeitungen machen Profite. Einige Blätter schon seit mehreren Jahren, seit ca. 2 Jahren hat sich die Tendenz generalisiert: 1985 etwa 12 Mrd. Gewinn beim *Corriere della Sera*, 11 Mrd. für die Rizzoli-Zeitung *Gazzetta dello Sport*, 7 Mrd. *La Stampa*, 6 *Il Messaggero* und 5 *La Repubblica*,

Il Centro ha cominciato un'opera di omologazione distributrice di ogni autenticità e concretezza. 66
Pasolini, 1973

deren Bilanz 1986 noch wesentlich besser aussehen dürfte. Abgeschlossen sind die technologischen Veränderungen in Redaktionen und Druckereien (Computer, Fotosatz, Druck in Faksimile), die Investitionen von insgesamt 200 Mrd. zwischen 1982 und 87 sind amortisiert.

Parallel dazu haben sich auch die großen Industrie- und Finanzunternehmen mit Personalangehörigen kräftig satuiert, sich immer mehr ausgebreitet, und sich so das ein oder andere Presseprodukt einverleibt. Fiat, Montedison, Ferruzzi, De Benedetti — immer mehr sind es die großen Namen der italienischen Ökonomie, in deren Hände die profitmachenden Blätter übergehen. Schon seit längerem produzieren sie nicht mehr nur Autos, Chemie, landwirtschaftliche Produkte, Schreibmaschinen, sondern machen ihr Geld überall dort, wo es eins zu machen gibt, besonders in Versicherungen, Immobilien, an der Börse; die über 500 Verzweigungen der FIAT sind nur das deutlichste, nicht aber alleinige Beispiel. Neu ist, daß sie sich massiv in den Markt der Printmedien einkaufen, der nach der Verbreitung des Privatfernsehens eigentlich als abgeschrieben galt. Fiat und Montedison haben sich in knapp 2 Jahren bei Rizzoli eingekauft, Ferruzzi hat sich erst kürzlich die deutliche Mehrheit bei Montedison gesichert, De Benedetti sich Einfluß im *Repubblica*-Imperium gesichert.

Wir haben es bei den Tageszeitungen heute mit einem Oligopol zu tun, mit einem Markt den einige wenige unter Kontrolle haben. Weniger als 30 Zeitungen (von insgesamt über 60) decken über 90% des täglichen Verkaufs, ganze 7, die nur 3 Unternehmensgruppen gehören, knapp 50% der Gesamtauflage von 6 Mill.

Ähnlich stellt sich das Problem für die Werbeagenturen, die wichtigste Einnahmequelle für das Unternehmen Presse, denn ca. 50% der Einnahmen stammen aus Inseraten. Ein Oligopol auch hier: 4 Agenturen teilen sich 60% des Werbemarktes für Zeitungen und Periodikas, insgesamt sind es 10, die über 90% der gesamten Tageszeitungswerbung bestreiten. Verfolgt man die Besitzverhältnisse dieser Agenturen, dann landet man wieder bei den wenigen Unternehmensgruppen, die auch die Mehrheit der Zeitungen besitzen. Manzoni und Pubblicompas allein, jeweils Agenturen der *Repubblica*- bzw. *Fiat-Corriere*-Gruppe beschaffen für je 10 Zeitungen die Inserenten. Auch das ist ein lukratives Geschäft: die Umsatzsteigerungen der Werbung von Tageszeitungen betrug zwischen 1985 und 1986 19%, der Gesamtumsatz beläuft sich auf 1025 Mrd.

Schließlich sind auch die Kunden der großen Agenturen, die eigentlichen Inserenten, nicht schwer auszumachen: über 80% des Werbemarktes wird nämlich von 30 großen Unternehmen

abgedeckt, in Unternehmensgruppen gezählt sind es noch weniger.

Die Zeitungen werden immer wichtiger. Nicht als Informations-träger in erster Linie, sondern als Bindeglied zwischen zentralen Bereichen der Ökonomie: die weni-gen Besitzer dieser Ware Information bzw. der Ware Meinungsbildung benötigen sich gegenseitig, als Tauschpartner, und sie benötigen die Zeitungen, als Ort der Geschäftsabwicklung. Das ist die primäre Funktion der großen Blätter.

Deshalb gibt es auch keine politischen Gründe für die Entlassungen Emiliani oder des *Ex-Corriere*-Chefredakteurs Ostellino; es gab Divergenzen in den Ansichten, wie man die Blätter zu noch höheren Auflagenzahlen bringt. »Wenig Enthusiasmus in der Unterstützung der Unternehmenspläne« lautete die offizielle Begründung der Montedison-Verwalter.

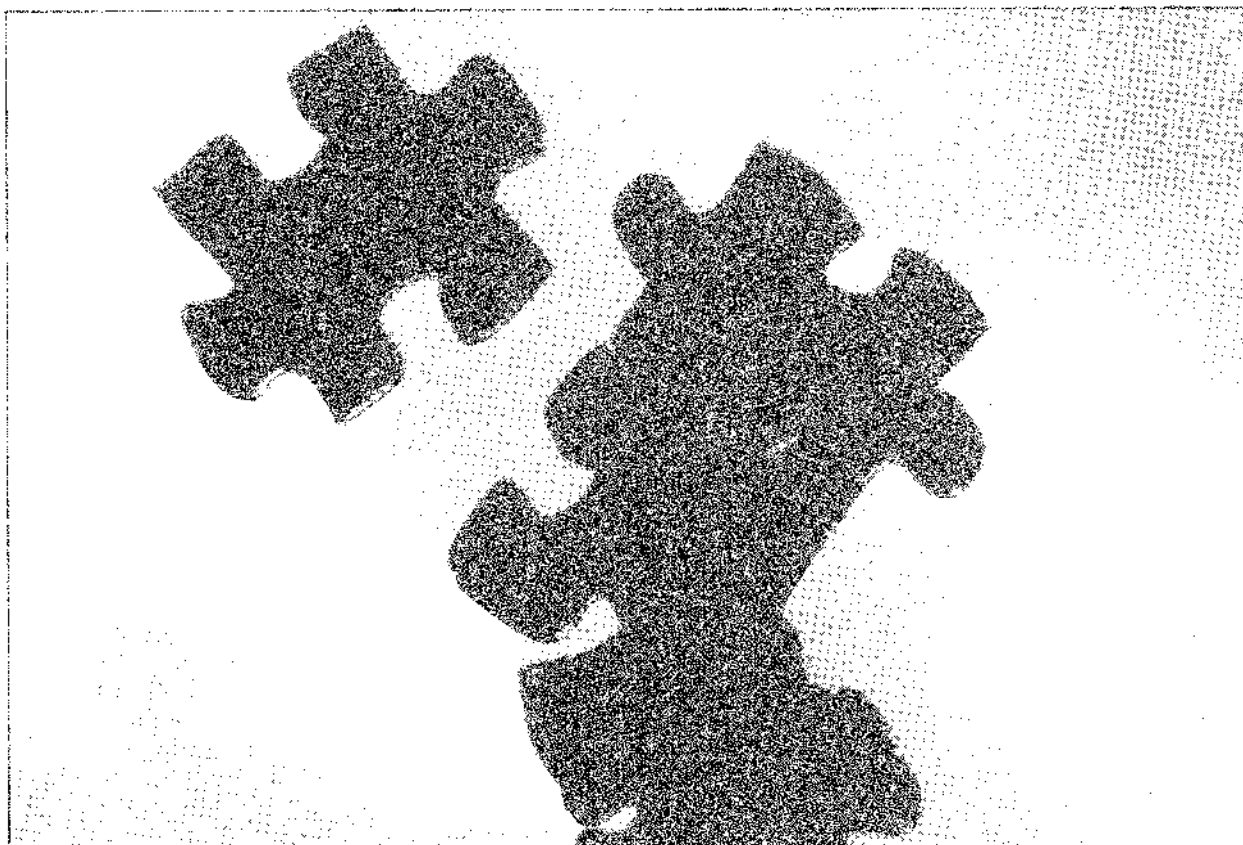
Was folgt sind Presseprodukte, die mit immer mehr und geschickteren Mitteln versuchen zu mehr Kräften zu kommen, denn höhere Auflagen bedeuten mehr Werbung zu höheren Preisen. Konkurrirt wird dabei nicht mehr um die bessere Qualität oder gar um die politische Position, konkurriert wird auf anderen Ebenen: aufwendig gestaltete Beilagen, möglichst jeden Tag eine, zu fixen Bereichen (Wirtschaft, Satire, Wochen-ende bei *Repubblica*; Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst beim *Corriere*; Bücher und Unterhaltung bei *La Stampa*; u.a., eigene Lokalausgaben für die großen Städte, und andere Kaufreize, wie die Straßenkarten und Rezepthefte bei den Wochenmagazinen oder portfolio, das Lotospiele der Börse, von *Repubblica* (erklärtes Ziel: die Auflage von 1.000.000). Die Werbungen für die einzelnen Tageszeitungen sind ganz und gar auf diese Zusätze hin zugeschnitten, und sie werden zum Teil auch deswegen gekauft: wie die Pizzapackung wegen des Glasmessers oder die

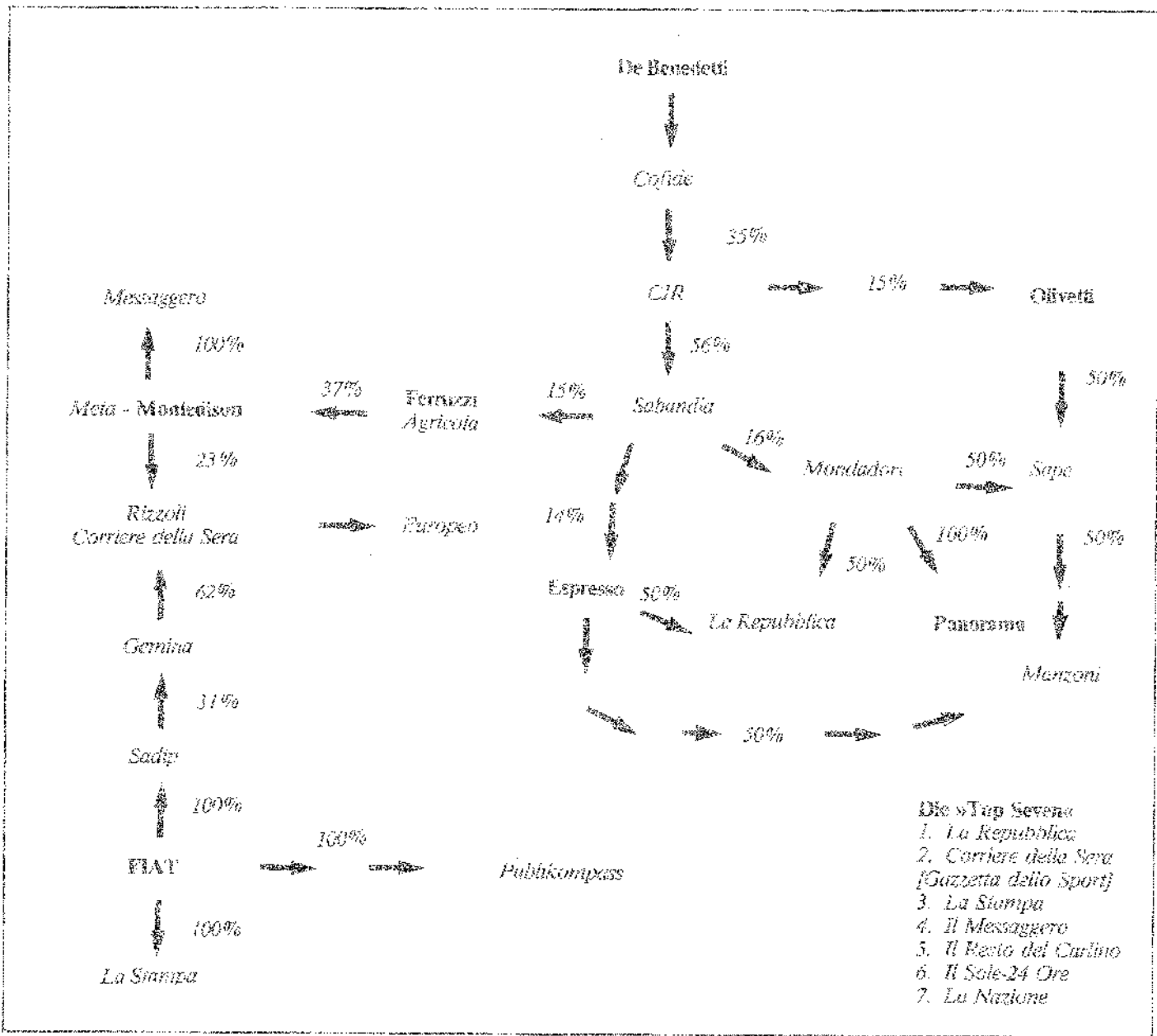
Natella wegen des Trinkglases. Auf diese Weise hat sich auch der Umfang deutlich vergrößert. Irgendwo müssen die Beilagen Platz finden, irgendwo die steigende Werbung, die für jede Beilage eigens noch gesammelt wird, und gleichzeitig versucht jedes Blatt sein Angebot an Information auszubauen, um jedem etwas bieten zu können: die Zeitung wird zum Warenkorb, der Leser zum Konsumenten.

Was folgt sind außerdem Presseprodukte, die sich in ihrem eigentlichen Bereich, der Information, immer mehr nähern rücken, sich immer mehr ähneln. Bei den politischen Wochen-Magazinen haben sich schon lange Glanzpapier und roter Rand durchgesetzt (bis in unsere Peripherie) -- Informations-signale auch das --, *Espresso* und *l'Espresso* schaffen es außerdem, sich sogar in den Titelseiten zu decken, ja sie haben's auch schon zum identischen Titelbild gebracht. Und wodurch unterscheidet sich heute der *Repubblica*-Leser von dem des *Corriere*? Nachrichten über die steigende Zahl der freierwerbenden Arbeitskräfte sind immer seltener, und wenn, dann in einer simplen Zahl verpackt, zu finden, bei er die 100.000 mehr oder weniger nicht mehr auffallen; AIDS wird kontinuierlich für alle gleichzeitig zum Thema, so als würde sich das gesellschaftliche Leben nur auf Pressekonferenzen abspielen.

Was folgt ist schließlich eine Presse, die sich immer mehr kompromittiert, die sich immer regierungsfreundlicher erweist. Die wichtigen, weil großen Blätter, haben kein Interesse, die Politik zu kritisieren, von der das Schicksal der Zeitungsbesitzer und also auch das eigene abhängt (z.B. durch Hinweis auf die Anti-Trasregulung bei den Medien, geschweige denn in anderen Bereichen).

Entstanden als Kontrollinstanzen, teilen sie sich jetzt das Register der 5. Industrialisation.





- Die »Top Seven«
1. La Repubblica
 2. Corriere della Sera [Gazzetta dello Sport]
 3. La Stampa
 4. Il Messaggero
 5. Il Resto del Carlino
 6. Il Sole-24 Ore
 7. La Nazione

Ein Blick auf die Blöcke der beiden größten Tageszeitungen, des Corriere della Sera und La Repubblica. Beide Blöcke umfassen die beiden größten italienischen Verlage, Rizzoli und Mondadori, der erste mit 18 Wochen- und 11 Monatsblättern, der zweite mit 7 wöchentlich und 8 monatlich erscheinenden Publikationen. Dazu gehören auch die 4 auflagenstärksten politischen Magazine: Panorama, Espresso, Epoca (Mondadori) und Europeo (Rizzoli). Rizzoli gehört zu 2/3 der Finanzgesellschaft Gemina, zu 1/4 Montedison. Die restlichen 14% teilen sich 2 kleinere Unternehmen. Gemina ihrerseits ist seit Ende 1984 praktisch in Fiat-Händen, die Turner kontrollieren über eine Tochtergesellschaft den Hauptanteil mit 31%. Nicht zufällig ist der oberste FIAT-Verwalter, Cesare Romiti, auch Präsident des Gemina-Verwaltungsrates. Bedenkt man, daß FIAT und Montedison noch jeweils eine eigene Tageszeitung zur Gänze in ihrem Besitz haben (La Stampa bzw. Il Messaggero), und zählt man die Gazzetta dello Sport (Rizzoli) hinzu, dann sind in diesem Block insgesamt 4 der 5 größten Zeitungen konzentriert. FIAT allein hat über die Rizzoli-Einfluß auf 3. Auch in FIAT-Besitz die Werbeagentur Pubblikompass.

Das Imperium Repubblica auf der anderen Seite umfaßt eine 4er-Koalition bestehend aus Mondadori, Scalfari, Caracciolo und De Benedetti. Die Zeitung selbst gehört zu 50% Mondadori und zu 50% der Edition Espresso, deren Hauptbeteiligter der Verleger Carlo Caracciolo ist. In Besitz der Edition von Espresso oder mit ihr verbunden sind außerdem die Verlage von 8 Lokalblättern (darunter der Alto Adige). Die drittgrößte Quote bei Espresso besitzt der Repubblica-Chefredakteur Eugenio Scalfari, an 2. Stelle steht Sabaudia (s. Aktionär auch bei Mondadori und beim Mondadori-Hauptbeteiligten Ab&E), worauf wiederum Carlo De Benedetti den größten Einfluß hat. Über die Werbeagentur Manzoni, die das Exklusivrecht für die Repubblica-Werbung besitzt, und die zu 50% der Edition Espresso gehört, ist noch ein weiterer Riese, Olivetti, in dieser Konstellation mit von der Partie.

Schließlich sind die beiden Blöcke noch miteinander verbunden: Sabaudia ist nämlich 2. Aktionär bei Ferruzzi Agricola, dem Hauptbeteiligten bei Montedison (Ferruzzi hat seine Quote erst Mitte März von 25 auf 37% erhöht).

Michaela Ralser

STIPENDIEN NACH NOTEN

Eine Neuregelung der Verabekriterien für das Hochschulstudium der Autonomen Provinz sieht an, wer mehr Prüfungen ablegt als für die Zulassung zum Wettbewerb notwendig (16 Wochenstunden), wird belohnt. Durch dieses neuartige Staffelsystem kann sich das Stipendium zweier in derselben Einkommenskategorie befindlichen Studenten um 800.000 bis eine Million Euro unterscheiden. »Leistung« ist gefragt.

Die Vorschläge der SH für eine Staffelung der Stipendien waren immer darauf angelegt, ein gerechteres System der Unterstützung zu schaffen, mit dem einzigen Kriterium des Bedarfs / der Bedürftigkeit, mit dem einzigen Ziel, dem Grundsatz, »Bildung, ein Recht für alle«, näherzukommen. Nun wird die Staffelung ein Instrument der Selektion auf verschiedenen Ebenen. Sie wird eingesetzt, um auseinanderzudividieren. Auf der Achse Belohnung-Bestrafung — ist das System einmal eingeführt, so bedeutet Nichtbelohnung eine Form von Bestrafung — kann grundsätzlich alles nur Erdenkliche als Variable eingeführt werden. Alles, was beherrschbar in Zahlen gepreßt, in Verhältnisse umgarnet und letztendlich auf eine Geldsumme übertragen werden kann, ist geeignet, diesen Prozess zu unterstützen. Heute ist es die Anzahl der Prüfungen in einem bestimmten Zeitraum, morgen können es die Bewertungen, übermorgen die Wahl der Studienrichtung oder des Studienortes sein ... Den politisch Mächtigen sind keine Grenzen gesetzt. Es gibt viele Möglichkeiten, das Prinzip »Die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen« umzusetzen.

Das Prinzip der Staffelung war von der SH nur angewandt worden auf die Einkommens- und Besitzverhältnisse der Eltern der Studierenden. Der Anwendung desselben Prinzips auf Leistung zuzustimmen, bedeutet, sich vollends in die Logik des »Teile und Herrsche« einzufügen.

Sicher ist diese Neuregelung der Stipendienvergabe nicht die einzige Maßnahme im Bildungswesen, die dieser Logik folgt. Sie ist ebensowenig der einzige und schon gar nicht der erste Riegel, der dem schwererkröpften Rechtsgrundsatz »gleiche Bildungschancen für alle« vorgeschoben wird. Da war und ist es ein Grundsatz der Konservativen — präziser geht's hier leider nicht — »Es gibt solche, die können und deshalb wissen und andere, die nichts zu können brauchen und deshalb auch nichts zu wissen haben« da ist der obligatorische Unterricht, der

Gleichheit unterstellt und stattdessen Ungleichheit produziert durch gleichen Unterricht für »ungleiche« Menschen (soziale Schicht, Geschlecht), da ist die Übersetzung der Herrschaftsverhältnisse in Bildungsunterschiede und da sind die zahlreichen Normalisierungseraster der Schulsysteme, da sind auch wie vor ungleiche Zugangsbedingungen zu höheren Bildungseinrichtungen — an Österreichs Universitäten studieren knapp 4% Arbeiterkinder — und da ist nicht zuletzt die Selektionsmaschine Schule und Universität. Selbst Herr Tuppy, konservativerer der bisherigen Wissenschaftsminister Österreichs — auch nach Aussagen der ÖVP-nahen Aktionsgemeinschaft — beklagt die hohe Ausfallsquote an Österreichs Unis. Sie liegt bei 50%, dies ist nur die unheimliche Ausdruckweise dafür, daß jeder zweite Student, jede zweite Studentin aus den verschiedensten Gründen an den Anforderungen und Selektionsverfahren der Hochschulen scheitert.

Trotz der zahlreichen bereits bestehenden Behinderungen stellt die Tendenz, das Sozialstipendium schrittweise auch zu einem Leistungsstipendium umzubauen, einen Zugriff auf den Gleichheitsgrundsatz dar. Etwas Kriterium muß deshalb die Einkommenslage der Eltern und somit die Unterstützungsmöglichkeit der Studierenden bleiben. Als Kontrolle für den Steuerzahler / die Steuerzahlerin über die Vergabe von Landesgeldern genügt der Leistungsnachweis, wie bisher als Voraussetzung der Zulassung zum Wettbewerb.

Das neue Staffelsystemprinzip auch auf Leistung anzuwenden (i.d.F. auf die Anzahl der erworbenen Punkte), bedeutet der Illusion ihrer Meßbarkeit und ihrer Vergleichbarkeit aufzusitzen. Es wird gemessen werden, was nicht meßbar, was nicht vergleichbar ist. Auch die Berechtigungen von Seiten der Pflanz, in den nächsten Jahren auch nach Fakultäten, Studienrichtungen, Studienorten zu differenzieren, bedeutet nichts anderes als ein zwittriges Prinzip zu verfeinern und Unmeßbares genauer zu messen, Unvergleichbares genauer zu vergleichen. Durch eben diese Koppelung des Leistungsvergleichs an mehr oder weniger Geldmittel fürs Studium entsteht ein geradezu wahrwitziges Verteilungssystem.

Anmerkung der Redaktion: Dieser Artikel wurde geschrieben, noch bevor der Rückzug des Landesrates bekannt wurde. Trotzdem — man kann ihn auch als Vorwarnung lesen, als grundsätzlichen Artikel gegen eine grundsätzliche Tendenz, die da auf uns zukommt. Das Gerede von Leistung und Effizienz bekommen wir auch sonst immer zu hören, immer da, wo's nicht hingehört.

AUS DER SCHUBLADE DES VORSITZENDEN

Kleine Stipendienstatistik

Die Südtiroler Landesregierung hat ihren Computer für uns geöffnet und uns die Daten über die Hochschulstipendien für das Ausland (Österreich + Rest der Welt) übermittelt.

Hier einige Auszüge (Genaueres steht in einem eigenen SH-Info):

Unter den 1159 Gesuchen waren 1027 Gewinner und 132 Nieten (zurückgewiesene). Anmerkung: alle, die die Bedingungen erfüllt haben, sind auch zum Zug gekommen; das Geld hat diesmal also gereicht.

Teilt man die Gewinner nach beruflichen Kategorien ein, so haben wir 66% abhängige Arbeit (Gehalt oder Rente), 6,5% Vieh- und Milchwirtschaft, 2,9% Obst- und Weinbau und 24% Gewerbe (Unternehmen, Freiberufler usw.).

Von den 238 Chirurgen, die ein Stipendium von 4 Millionen bekommen, lassen sich 137 der abhängigen Arbeit zurechnen, 46 der Vieh-, 4 der Obstwirtschaft und 51 dem Gewerbe.

In den mittleren Lagen (1,9 — 2,3 Mio. Stipendium bzw. Nettoeinkommen zwischen 9 und 13 Mio.) befinden sich 129 Fronarbeiter, 8 Kuhhirten, 4 Obstler und 44 Händler u. Gaukler.

Anderes berechnet: den besseren Teil der Stipendien (zwischen 3 und 4 Mio.) bekommen 58% der Arbeitnehmer, 80% der Vieh- und 58% der Obstbauern und 53% der Gewerbetreibenden.

Kurz: man kann es greifen und wenden, wie man will, unten kommen immer 100% heraus.

Neue Kriterien für's nächste Jahr

Der Stipendientopf wird von 5,4 auf 6 Mrd. Lire angehoben. Und damit uns diese Erhöhung nicht allzusehr freut, soll die Einkommensgrenze von 20 auf 25 Mio. verschoben werden. Ein Punkt für die Vermögensbewertung soll jetzt 400.000 L. ausmachen (bisher 380.000 L.), die Freibeträge werden um 100.000 L. erhöht, die erforderlichen Wochenstunden auch ein bisschen. Die Staffelung wird wahrscheinlich etwas enger ausfallen, besonders an der oberen Grenze. Und jetzt kommt der Hammer:

Stipendien nach Noten

Art. 34 der italienischen Verfassung: »i bisogni e meritevoli, anche se privi di mezzi, hanno diritto di raggiungere i gradi più alti degli studi.« Die Landesregierung ist jetzt auf die Idee gekommen, das »meritevoli« neu zu interpretieren: wer mehr leistet, kriegt mehr. Das ist ein Grundsatz unter den vielen, den man in der Angelegenheit haben kann (wir haben ihn nicht). Nach den neuesten Vorschlägen soll man die Möglichkeit bekommen, sich durch bessere Noten und mehr Zeugnisse das Stipendium aufzubessern. Soweit, so gut. Bei der Berechnung der Leistung wird es aber peinlich: was weiß ein Computer, wieviel ein »sehr gute« in »Österreichischer Geschichte« und wieviel dasselbe Urteil im Konversationskurs »Managementartige Lösungen in sozialen Fragen« wiegt? Das wissen eben nur die Studenten selber. Und deswegen wirkt sich so eine Leistungsbewertung wie ein Supermarkt aus: sie verleitet dazu, viele unnütze Dinge einzukaufen — Hauptsache billig.

Außerdem: kein Arbeiter, kein Landesrat wird nach Leistung bezahlt. Die Förderbeiträge für die Industrie und für die Whirlpoolvermieter werden auch nicht nach Leistung gestaffelt. Warum also kommt man immer denen, die die schwächste Lobby haben, mit Leistung und Begabung?

Das waren zwei Argumente von hundert.

PS: Einige haben dem Landesrat auch eingeladen, deswegen will er den Vorschlag auch noch überprüfen. Es wird wahrscheinlich nicht dazu kommen. Die Verhandlungen sind noch nicht abgeschlossen. Inzwischen winken wir mit dem Zaunpfahl (siehe den Artikel von Michaela Balzer).

Dissertationsbeihilfen

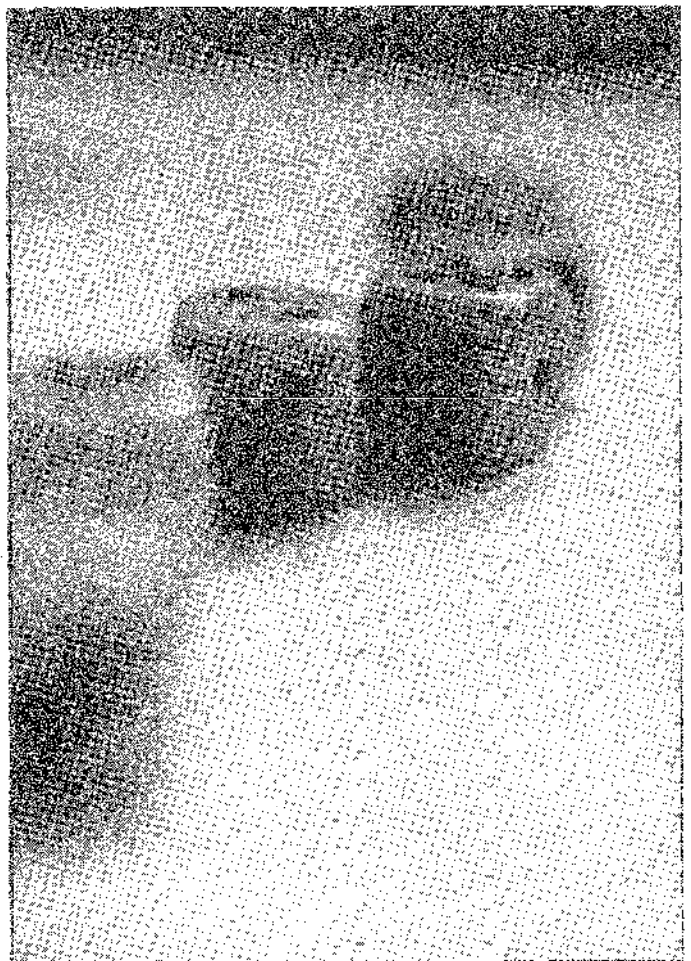
Bisher waren es 18, jetzt sind es 25. Jeweils 850.000 Lire. Nächster Termin: November 1987.

Maturantenberatung

Entgegen anderslautender lokaler Berichterstattung war es wieder einmal die SH, die sämtliche Südtiroler Oberschulen abgegrast hat. Mit einzigem Erfolg. Trotzdem — für unseren Geschmack sind es noch zu wenig Berater, die sich jeder Spesevergütung zum Trotz für diese wichtige Aufgabe gemeldet haben. Wenn's für Juli mehr werden sollten, wir und die Maturanten würden uns freuen.

Das Gesetz zur Fremdsprachenförderung

Ist vom Regierungskommissär mit dem Visto versehen worden. Es bezieht sich auf Lehrgänge, »wodurch eine Sprache auf direktem Wege über Sprachunterricht oder auf indirektem Wege über beliebige Lehrgegenstände vermittelt wird« (Englisch auf den Maediven oder Theorie der pädagogischen Institutionen in England.)



Vorgeschene Mittel: 700 Mio. Lire, kein Termin, alle zwei, drei Monate wird ausbezahlt. Maximum: 40.000 Lire pro Tag, aber insgesamt nicht mehr als 4 Mio. Ein Drittel wird sofort ausbezahlt, bei Mißerfolg Geld zurück.

Kriterien: 1. Soziales (wie beim normalen Stipendium).

2. je älter, desto mehr (aber nicht mehr als 29).

3. Vorkenntnisse und Kursdauer.

Nähere Anknüpfte bei der SH und bei allen guten Landesämtern (bes. Amt für Schulfürsorge).

Zur finanziellen Situation der SH

Schulden, Schweiß und Verzweiflung. Das Land wartet auf Nachzahlungen aus Rom und wir hoffen auf die säumigen Mitglieder.

Studententagung im Mai

»Ökologische Bildungs- und Kulturarbeit und Ökologie im Unterricht«, so der Titel. Treffpunkt: Cusani-Akademie am 22. Mai. Geplant sind unter anderem: ein Referat von Bertrand Stern (GRD) zum Thema »Ökologische Bildung«, desselbe in Grün von einem Vertreter der »Università verde«, ein Vertreter des Umweltfundesamtes in Wien bringt einen »Erfahrungsbericht über die Umsetzung ökologischer Zielsetzungen in Österreich«, ein Vertreter des Lehrerservices im Schweizer WWF spricht über »Ökologie in der Schule«. Auch Bolognini darf reden (max. 15 min.) Als Zugabe Kurzreferate von Südtiroler Vereinen und breite Beteiligung der Südtiroler Lehrerverbände. Mit den notwendigen Verzögerungen werden die Tagungsarbeiten auch gedruckt werden (auf Reispapier?).

Studentenstatistik

Das österreichische Unterrichtsministerium ist an einer Statistik der Südtiroler Studenten, in Österreich und evtl. auch in Italien, interessiert. Man wäre bereit, hieß es, die Arbeit finanziell zu

unterstützen und bei der Erhebung behilflich zu sein. Im Rahmen einer Diplomarbeit oder Dissertation würde sich das wohl auszahlen, oder?

Studientitel

Vertreter der SH waren noch in Wien, um mit österreichischen Mitgliedern der Studientitelkommission zusammenzutreffen. Dabei wurde über die Anerkennung neuer Studientitel und über allfällige technische und rechtliche Probleme bei der Anerkennung gesprochen. Es sieht so aus, daß die meisten der von der SH vorgeschlagenen Studientitel anerkannt werden, und daß für die Lehramter nach der neuen Studienordnung eine akzeptable Lösung gefunden wurde. Aber das Ganze wird erst in ca. einem Jahr spruchreif sein.

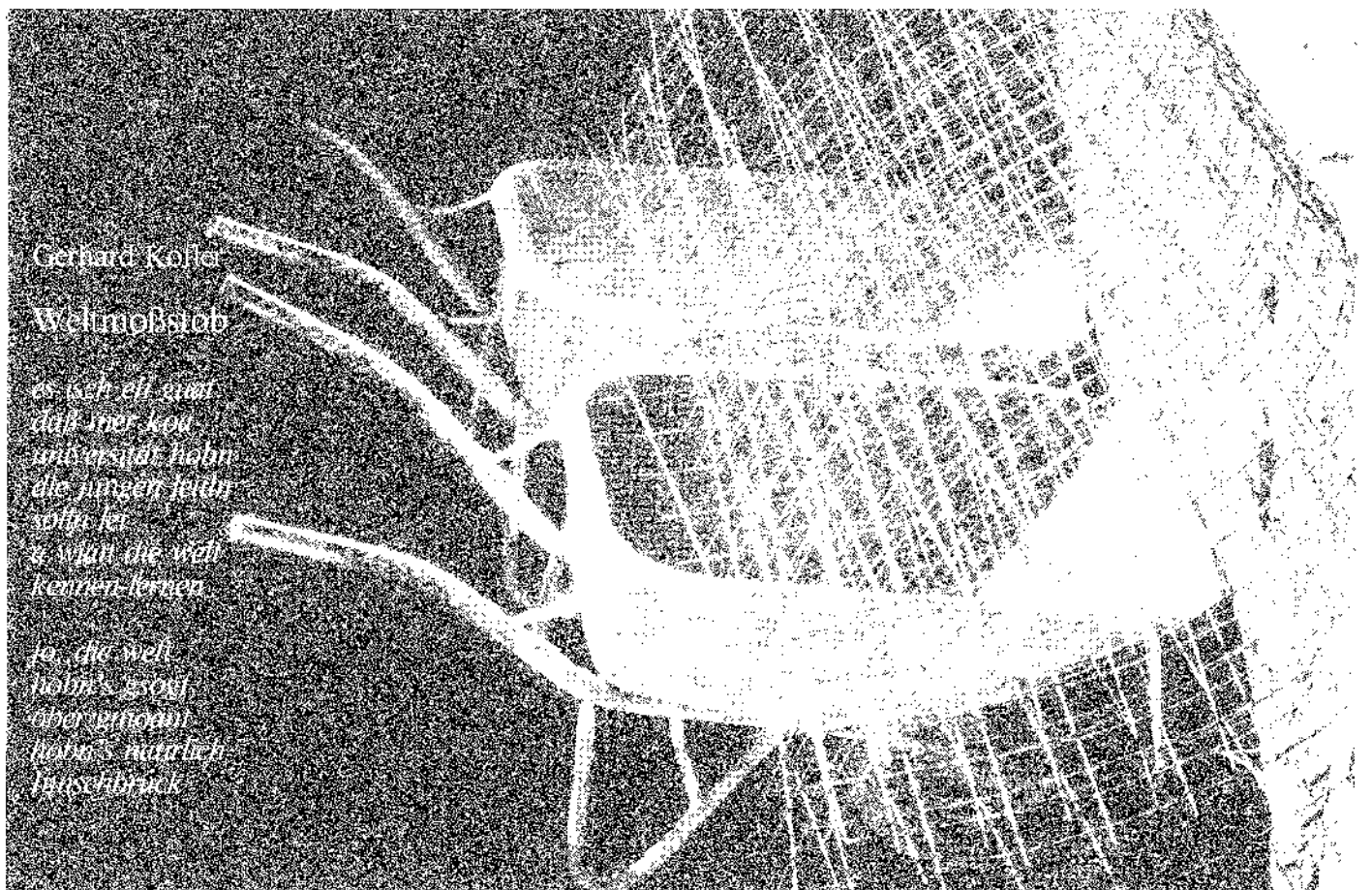
Dieses Treffen soll ungefähr alle sechs Monate wiederholt werden, was eine raschere Lösung für alle Studientitelprobleme möglich machen wird. Die SH kann so ihre Vorschläge laufend durchbringen. Wir werden berichten.

Gesetzliches

In Rom ist derzeit ein Gesetzentwurf in Behandlung, der vorsieht, daß ein österreichischer Studientitel schon ab dem Promotionsdatum (vor der Anerkennung in Italien) gültig sein soll. Aber vom ursprünglichen SVP-Einwurf hat die Kommission soviel herausgestrichen, daß das Ganze wahrscheinlich nur mehr für Pensionsansprüche interessant ist. Zu den Wettbewerben darf man mit Vorbehalt antreten.

mit Ungesetzliches

Pafl mag uns wieder ganz besonders (Rede in Vorarlberg). Bei der Suche nach Autonomiefeinden wirft er uns jetzt mit Teilen der SVP und mit dem Bischof in einen Topf. Wir sollten uns mit Sichel und Weihwasser dagegen zur Wehr setzen: apage Satanus.
Heinrich Grandt



Gerhard Köpfer

Weltweißlieb

es kehrt sich um
daß mit den
unbegreiflich haben
die jenseits leben
sollen ist
es nicht die Welt
kennen lernen

ja die Welt
haben's sonst
über niemand
haben's natürlich
Inauschreiblich

R E Z E N S I O N E N

G. HEINZEN, U. KOCH / VON DER
NUTZLOSIGKEIT ERWACHSENEN
ZU WERDEN • H. FRIGGA, K. HAUSER /
DER WIDERSPENSTIGEN LÄHMUNG •
H. D. ZIMMERMANN / WELCHE SPRACHE
ICH LERNTEN • E. GOSTNER / 1000 TAGE
IM KZ • R. GOETZ/»HIRN«, »KRIEG« •
M. BLAAS / DIE PRIESTERVERFOLGUNG
DER BAYRISCHEN BEHÖRDEN
IN TIROL 1806—1809 •



GEORG HEINZEN, UWE KOCH: Von der Nutzlosigkeit erwachsen zu werden. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1985.

Wenn man behaupten kann, daß sich soziale und gesellschaftliche Entwicklungen Europas in Südrorost eine nie mehrjähriger Verpflüchtungs- und -verdrängung, so nennt diese Bilanzierung eine realistische Zukunftsperspektive für uns Studenten an. Der Inhalt ist schnell erzählt:

Es geht um einen Knaben aus mittlerer sozialer Schicht, in der Oberschule noch von den 68ern gestützt, diszipliniert ihn gesellschaftsverändernde Lehrer, die er über den Zirkel hinaus an die Luft reißt. Dies führt sich weniger in studentischen Protestformen als vielmehr im Engagement für den Frieden vor der Pazifistenorganisation in der BRD. Das mit Idealismus begonnene Gesellschaftstudium von dem der Student sich einen sinnvollen, sozial engagierten Beruf erwartet, öffnet ihm bald die Augen für die gesellschaftliche Realität: es kommt zum Lehraufschnitt, immer gewisser wird die arbeitslose Zukunftsperspektive. Dazu kommen nach nach der geachteten Friedensbewegungen diese gesellschaftliche Resignation. Er muß beobachten, wie die Tendenzwende Deutschland erfüllt, er geht wieder um das Recht des Tüchtigen, um Familie, um Konsum, um die Werte der jungen Lebendgeneration, verkörpert, so der Erzähler, durch einen tropischen Kanzler, der sich bei seinen Besuchen in Washington beim Vorbringen den Kopf am Rasen stößt.

Während des Studiums erfährt Grewe (so der Name des Studenten) von der »Entkopplung von (Lern)schritt und (Arbeits)berufstätigkeit« (S. 56). Gleichseitig sieht er seine »untengekommenen zu Konsens und Anpassung am System zurückkehren. Mit abgeschlossenem Studium weigert er sich, sich dem Arbeitshybris anzugliedern, beim übergeordneten Orientierungswitz zusammenzubrechen. Zuerst war die Kriegswut vor der Perspektivlosigkeit in die großen deutschen Friedensbewegungen anfangs der achtziger Jahre gerichtet. Aus gemeinsamer Angst mit Gleichgestimmten etwas gegen die Herrschenden zu unternehmen, dann hatte Grewe noch einmal Sinnbefriedigung gefunden.

Dann aber waren die Reaktionen an. Die große Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten, weil es bitter ist zu erleben, wie wenig die eigenen Kräfte ausreichen können« (S. 125). Mit dieser Lamentation setzt auch die Tendenzwende ein. »Im Zuge der Krisenbewältigung helfen sich die realistischen Jugendlichen den Neuland auszusuchen und erfinden die produktive Ignoranz, um mit den vertieften Widersprüchen weiterleben zu können. Das Neuland setzt sich wieder durch, zunächst nur als vorläufiges Ziel einer glücklicheren Zeit, die schon lange vorbei und auch nicht glücklich gewesen war. Bald gefielen die Ziele auch ohne Freude, und wer nun einmal zum Einstimmungsgespräch geladen wurde, brauchte sich nicht mehr extra anzustrengen, denn die Personalchefs waren mit der Ästhetik der neuen Welle ganz und gar einverstanden.« (S. 137)

Grewe findet sich schließlich in tiefer Resignation wieder, als er bemerkt, hier nicht mehr machen zu können und zu wollen, obwohl er manchmal an sich zweifelt: »Das konnte ich doch auch alles haben, dachte ich mir dann, eine Frau mit musischer Kurznarrasie, ein elegantes Wohnstudio, ein aktives Hobby, einen Mittelklassewagen. Meine zweite Frau und ich überlegten, ob wir ein Robbenbaby adoptieren sollten oder einen kleinen Vietnamesen. Ich bliebe ungeschlossen für Neuentwürfe, wäre mit Güternahrung einverstanden, wollte auf CD nachhören und hätte nicht drüben, wenn meine Frau stündlich pro Woche abermals dallen ginge, mit ihrer besten Freundin.« (133)

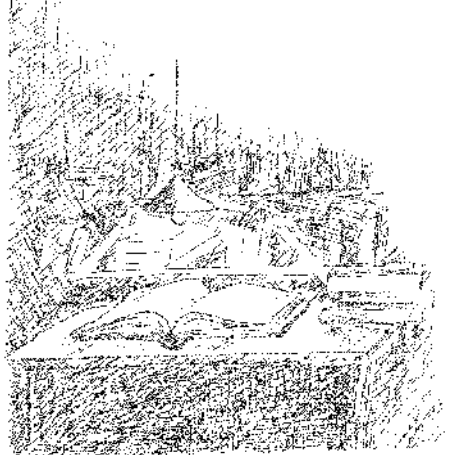
Zum Schluss findet der ehemalige Student aber zu einer inneren Programmatik für sein zukünftiges Leben. Und gerade diese Programmatik macht die Hoffnungsvolle des antonien »wichtig« drückt von Buches aus. Das Studium bleibt zwar als Berufsvorbereitung weiterhin nutzlos, nicht aber als »auslösendes Moment für die Haltung gegenüber den gesellschaftlichen Strukturen, denen er sich unterworfen sieht.« (Manne Pläne) Im Jahr 2000 werde ich fünfundsiebzig sein. Und damit: Die wirtschaftliche Lage wird kaum besser sein, der Frieden nicht sicherer, die Weiterbildungsfrage nicht günstiger. Die Rechner werden noch erworben sein und die Armen ärmern. Es ist nicht schön, in eine Zeit hineinzuwachsen, die schrecklich ist, weil sie nicht vergehen will, und schrecklich, weil sie völlig zu vergehen droht. Aber ich habe noch Träume, auch wenn es immer weniger Hoffnung gibt, ich könnte von einer besseren Zukunft, weil ich mir eingestehen kann, in einer unglücklichen Gegenwart zu leben. Ich habe die Entzweiung aus und kann zugeben, Ziele nicht erreicht und Wünsche nicht verwirklicht zu haben. Ich werde niemals sagen, daß die Arbeit schön ist, zu der ich gezwungen bin. Und ich werde niemals sagen: »Man gewöhnt sich an alles.« Ich werde mich nicht gewöhnen. Und ich werde meine Ziele nicht widerrufen, nur weil sie sich nicht erfüllen lassen.« (S. 189)

Und genau als Bilanz seines bisherigen Lebens, die auch als »Leere« auf der Rückseite des Buchumschlages steht, schreibt er: »Aber ich halte daran fest, daß die Vorgeschichte, die mich dazu verleiht hat, etwas vom Leben zu verlangen, kein Irrtum ist. Die »Leere«, die meine Vorgeschichte so schrecklich nutzlos werden ließe, sie sind der Irrtum.« (S. 189)

Wolfgang Dörmann

Während des Studiums erfährt Grewe (so der Name des Studenten) von der »Entkopplung von (Lern)schritt und (Arbeits)berufstätigkeit« (S. 56). Gleichseitig sieht er seine »untengekommenen zu Konsens und Anpassung am System zurückkehren. Mit abgeschlossenem Studium weigert er sich, sich dem Arbeitshybris anzugliedern, beim übergeordneten Orientierungswitz zusammenzubrechen. Zuerst war die Kriegswut vor der Perspektivlosigkeit in die großen deutschen Friedensbewegungen anfangs der achtziger Jahre gerichtet. Aus gemeinsamer Angst mit Gleichgestimmten etwas gegen die Herrschenden zu unternehmen, dann hatte Grewe noch einmal Sinnbefriedigung gefunden.

Dann aber waren die Reaktionen an. Die große Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten, weil es bitter ist zu erleben, wie wenig die eigenen Kräfte ausreichen können« (S. 125). Mit dieser Lamentation setzt auch die Tendenzwende ein. »Im Zuge der Krisenbewältigung helfen sich die realistischen Jugendlichen den Neuland auszusuchen und erfinden die produktive Ignoranz, um mit den vertieften Widersprüchen weiterleben zu können. Das Neuland setzt sich wieder durch, zunächst nur als vorläufiges Ziel einer glücklicheren Zeit, die schon lange vorbei und auch nicht glücklich gewesen war. Bald gefielen die Ziele auch ohne Freude, und wer nun einmal zum Einstimmungsgespräch geladen wurde, brauchte sich nicht mehr extra anzustrengen, denn die Personalchefs waren mit der Ästhetik der neuen Welle ganz und gar einverstanden.« (S. 137)



HAUG, ERICCA und KORNELIA HAUSER (Hrsg.): Der Widerspenstigen Lähmung. Argument-Sonderband 130. Berlin: 1986.

Warum gehen Frauen ihre Lebenspläne auf, wenn sie auf den »Nichtigern« treffen? Sind ihre Krankheiten ein letztes Aufbegehren gegen Fremdbestimmung und Lähmung? Warum reproduzieren Frauen gesellschaftliche Verhältnisse ohne veränderten Bewusstseins?

In der Reihe »Kritische Psychologie der Frauen« ist im vergangenen November der zweite Band erschienen. »Der Widerspenstigen Lähmung« versucht, mit der »Methode der kollektiven Erinnerungsgeschichte

und mit der »Kategorie« aus der kritischen Psychologie »die Lähmung des Widerstands in Bewegung zu übersetzen.«

In den gemeinschaftlichen Bearbeitungen von verschiedenen Frauen werden Widerstände als Stützpunkte für die weibliche Identität aufgegriffen, werden Lähmungserscheinungen und Selbstbehindrungen aufgedeckt und analysiert.

So stellen sich die Autorinnen des ersten Kapitels die Frage, warum Frauen sich der Möglichkeit gesellschaftlicher Kompetenz berauben und auf eine »Erweiterung ihrer Handlungsfähigkeit« verzichten, indem sie die Leben eines einzigen Mannes zur Verfügung stellen. Gründe für die Rückzug in die »Brandstimmung« finden sich einzeln in den gesellschaftlichen Verhältnissen (schlechten Ausbildungsmöglichkeiten, geringere Berufschancen, patriarchale Institutionen und Organisationen), andererseits nutzen viele Frauen »ihre« vielen Möglichkeiten der Veränderung nicht ... weil sie sich zu schnell zurückziehen, ihren Unterdrückern alles überlassen das Feld überlassen und statt »weiblicher Solidarität« zu üben, sich konkurrenzfähig gegenüber Frauen verhalten. Gefragt wird nach der Bedeutung von Männern und nach dem Stellenwert von Beziehungen im Leben von Frauen. Die von Frauen verfassten Lebensgeschichten zum Thema »Lebensperspektiven und Männer« werden für diese einige Schwerpunkte auf Hauptthesen, Widersprüche und Leerstellen hin untersucht. Die Autorinnen verfahren hier nach einem Modell, Klaus Kahlkampfs, wonach in der selbstverfassten Biographie und in der Art und Weise ihrer Strukturierung bereits die Handlungsalternativen von reaktiver und erweiterter Handlungsfähigkeit für die Zukunft liegen können.

Im folgenden Kapitel »Frauenleid und Frauenleid« wird Krankheit als Widerstandstaktik aufgefaßt, als Möglichkeit der Konfliktbewältigung oder als »Aggression« gegen die Familie, als Selbstzerstörung oder Abweicheung. Die Analysen der Krankheitsgeschichten und Krankheitserfahrungen gehen dabei über die eigentlichen körperlichen Leiden hinaus und schärfen weitere interessante Themen an, so zum Beispiel »die Grundlagen für die Macht der Medizin« u.a.

Der dritte Aufsatz, der übrigens von einem inrödrucker Autorinnenkollektiv verfaßt wurde, befaßt sich mit kollektiven Beschreibungen von Erinnerungsgeschichten zu den beiden Schwerpunkten »Widersprüche Lebens« und »Als Unterdrückung unerträglich wurde«. In den einzelnen Geschichten werden Widerspruchsdimensionen und verknüpfte »Abweicheungen« aufgespielt und beschrieben.

Als besonders wichtig wird von den Autorinnen die Überwindung der »Vereinnelung«, die aktive Teilhabe an Politik und Gesellschaft hervorgehoben, denn viele der getesteten Widersprüche seien gerade im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit zu finden, da Frauen »die Konfrontation mit Aufgaben der Gesellschaft« regeln als Widerspruch zu anderen Lebensbereichen und zu sich selbst erleben.

In den verschiedenen Geschichten werden typische Verhaltensweisen von Frauen in der Politik und deren in der Sprache in Zusammenhang gebracht. »... ein explizites Ziel, schreiben die Autorinnen, ist, die »Eis« sich« und das »Für andere zusammenzubringen, »Zustände« nutzbar zu machen und sie von ihren Blockierungen zu befreien.«

Das Buch schließt mit einer »Unterbrechung« über politische Diskurse von Frauen ab, in der von »Sensibilisierung in Sprache und Politik« und von »Rechtensfragen und Entwicklungsmöglichkeiten feministischer Diskurse« die Rede ist.

Ein Buch für Frauen, die bereit sind, sich selbst wahrzunehmen, ihre Erfahrungen aufzuschreiben, ihre Widersprüche und Veränderungsorientierte zu erkennen. Ein Buch für alle jene, die sich dagegen wehren, gesellschaftliche Verhältnisse kritiklos zu reproduzieren, Krankheiten als »Schicksalsschläge« hinzunehmen. Ein Buch, das auch für Nicht-Psychologinnen gedacht ist in einer ausführlichen Glossar werden Begriffe und Kategorien der kritischen Psychologie alphabetisch aufgelistet und erklärt.

Sabine Gruber

Welche Sprache ich lerne. Texte von und über FRANZ TUMLER. Hrg. von Hans Dieter Zimmermann. München: Piper 1986 (= Serie Piper 681). 250 S.

Franz Tumler feierte am 16. Jänner dieses Jahres seinen 75. Geburtstag. Dieses Jubiläum wurde nicht in unserem Land vielfach zum Anlaß genommen, um diesem in Südtirol geborenen Autor zu würdigen. Da in Südtirol der Name Tumler zwar oft genannt wird, aber nur wenigen sehr vielfältiges und umfangreiches Werk bekannt ist, schreibe mir eine fundierte Auseinandersetzung mit seinem Werk wichtiger zu sein als Feiern und Würdigungen. In Südtirol wird Tumler — neben Kasar und Zorner — gerne als Auswärtiger der neueren Südtiroler Literatur präsentiert. *München gilt er sogar als »Vater der südtiroler intellektuellen«.*

Der vorliegende Sammelband soll die bisherige Rezeption des Werkes dieses Autors dokumentieren. Der Herausgeber, der Frankfurter Literaturwissenschaftler Hans Dieter Zimmermann, hat bereits im Jahr 1977 (zum 60. Geburtstag des Autors) zusammen mit Peter Demetz einen Sammelband mit Beiträgen zu Franz Tumler publiziert. (Anselm, Beiträge zu Franz Tumler. München 1977) Die Herausgeber wollten mit dieser Veröffentlichung mit Nachdruck auf einen Autor hinweisen, der zu Lebzeiten schon fast als verschollen galt.

In Südtirol begann die Auseinandersetzung mit Franz Tumler durch die Veröffentlichung der Annada-Sondernummer zum 70. Geburtstag (1982). Doch nach 1982 wurde es wieder etwas still um Franz Tumler. Der Annada-Monographie war auch kein großer Verkaufserfolg beschieden. Die Gründe für diese geringe Beachtung, die dem Autor und seinem Werk entgegengebracht wurde, sind zweifelsfrei zum einen war der Großteil der Werke vergriffen, zum anderen gilt Tumler durch seine inkonventionelle und komplizierte Erzählweise als schwieriger Autor, dessen Werk vom Leser einiges an Konzentration und Geduld verlangt.

Zu Beginn des Jahres 1987 ist die Situation grundverschieden: der Piper-Verlag München plant die Herausgabe der wichtigsten Werke des Autors, von denen einige bereits erschienen sind («Das Land Südtirol», «Der Mantel», «Das Tal von Lausa und Durano» und «Ein Schloß in Österreich»). Dem interessierten Leser wird somit die Möglichkeit geboten, bisher schwer zugängliche Werke Tumlers kennenzulernen. Auch in der Germanistik hat eine rege Auseinandersetzung mit dem Werk des Autors begonnen. Dies bezeugt die Präsenz namhafter Literaturwissenschaftler beim Tumler-Symposium in Wien im Jänner 1987.

Der vorliegende Sammelband »Welche Sprache ich lerne« — benannt nach einem Lyrikband Tumlers aus dem Jahr 1976 — will laut Hans Dieter Zimmermann »weiterleiten anregen: das Werk Tumlers und die kritische Auseinandersetzung zu diesem Werk sollen einem breiteren Publikum bekannt gemacht werden«.

Zimmermann bezeichnet Tumler im Vorwort als einen der »bedeutendsten Erzähler der deutschsprachigen Literatur, bedeutender als viele, von denen derzeit in der literarischen Öffentlichkeit die Rede ist.« Zimmermann versucht die möglichen Gründe für die geringe Rezeption Tumlers zu skizzieren. Ein Grund liegt sicher in Tumlers eigenwilliger Erzählweise. Zum anderen erreichten Tumlers Werdung nicht gerade die Rezeption: in den Jahren 1938/39 trat Tumler nämlich massiv für den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich ein. Der Herausgeber bezeichnet die Entwicklung Tumlers als »schwierig«. Es ist ohne Beispiel, daß ein Autor, der der nationalsozialistischen Idee nahestand, sich danach schreibend herausgearbeitet hat »und nach dem Krieg ein Werk schuf, das den Vergleich mit den europäischen Meistern nicht zu scheuen braucht«.

Zimmermann faßt im Vorwort die wichtigsten Punkte zusammen, die in den einzelnen Beiträgen diskutiert werden: die literarische Entwicklung, Tumlers Verhältnis zu Südtirol und das Sprachproblem im Werk Tumlers. Die meisten der Beiträge

sind bereits anderswo publiziert worden. Die Beiträge von Wilhelm Berger über »Laus im Werk Franz Tumlers«, von Hans Bender »Einführung an eine Erzählung« (über »Das Tal von Lausa und Durano«) und von Robert W.F. Bauer über das Sprachproblem in Franz Tumlers »Fin Fallere« sind hier zum ersten Mal abgedruckt.

Der Sammelband »Welche Sprache ich lerne« ist in sechs Abschnitte gegliedert. Der erste Abschnitt enthält neue Gedichte Tumlers, die in den letzten Jahre entstanden sind. Im zweiten sind vier längere Beiträge des Autors abgedruckt, die bisher schwer zugänglich waren; sie sind für das Verständnis von Tumlers literarischer Entwicklung von zentraler Bedeutung. Die kurze Erzählung »Besuch in der alten Heimat« aus dem Jahr 1939 kann als Vorstufe zum Roman »Aufschreibung aus Trient« (1965) verstanden werden, da Tumler darin seinen ersten Schritt zur Neukonstituierung seines Südtirol-Bildes vollzieht. Die Essays »Warum ich nicht die Adalbert Stifter schreibe« und »Bausteine zu einer Stilberichtigung« dokumentieren Tumlers Versuch einer Neukonstituierung seiner Poetik in den 50er und 60er Jahren. Verweisen möchte ich auf den Aufsatz »Jahrgang 1912«, in welchem Tumler ganz offen über seine Nähe zum Nationalsozialismus spricht. Er spricht von einer »Blindheit als entscheidendes Versagen meiner Generation«. Tumler versucht sich für seine »Blindheit« nicht zu entschuldigen, sondern er gibt sein Versagen ganz offen zu.

Im dritten Abschnitt mit dem Titel »Franz Tumlers Texte« versuchen Peter Demetz, Hans Dieter Zimmermann und Wilhelm Berger, die »Orte« dieses Autors zu lokalisieren, er gibt um Tumlers Platz in der zeitgenössischen Literatur (Demetz), um das Verhältnis zu Südtirol (Zimmermann) und um Laas (Berger).

Im vierten Abschnitt sind verschiedene Würdigungen von Schriftstellerkollegen wie Wolfgang Kooppen, Peter Huchel, Walter Höllerer u.a. abgedruckt. Darin tritt deutlich hervor, daß Tumler auch von anderen Schriftstellern sehr geschätzt wird.

Der fünfte Abschnitt behandelt Tumlers literarische Entwicklung. Klaus Wiesobringer skizziert Tumlers Erzählweise von »Ein Schloß in Österreich« (1953) bis »Fin Fallere« (1973). Er konstatiert einen deutlichen Wandel in der Entwicklung: Tumlers Erzählen bewegt sich von einem traditionellen Schreibmodus, in welchem die Wirklichkeit als überschaubar und erzählbar vorausgesetzt wurde, zu neuen Formen des Erzählens, in denen die traditionelle Erzählstruktur relativiert wird. Einige Anmerkungen müssen zum Aufsatz »Welche Sprache ich lerne« von Johann Druschl gemacht werden. Druschl ist der Meinung, in Tumlers Entwicklung sei kein Bruch festzustellen: »Tumlers spezifische Erzählhaltung, die immer wieder danach drängt, das »Fortge«, das »Endgültige« der Erzählung zu überwinden, ist seit seinem Erstlingswerk (...) voll ausgebildet und prägt alle seine Werke.« Diese Erzählhaltung ist meines Mehnung nach aber erst im Roman »Der Schritt höher« (1956) festzustellen. Erst in diesem Roman beginnt eine bewußte Reflexion über das eigene Schreiben.

Der sechste Teil enthält Untersuchungen zu einzelnen Werken. Die italienische Germanistin Maria Luisa Roli befaßt sich mit Tumlers Verhältnis zur italienischen Kultur. Roberto Bazlen bestätigt in seinen Ausführungen über den Roman »Der Mantel« Tumlers europäischen Rang. Hans Dieter Zimmermann und Robert W.F. Bauer untersuchen das Sprachproblem in Tumlers bisher letzter großer Prosaarbeit »Fin Fallere«.

Am Ende dieses Sammelbandes findet der Leser eine umfangreiche Bibliographie der Werke Franz Tumlers.

Der vorliegende Sammelband »Welche Sprache ich lerne« wird seinem Anspruch, ein vorläufiges Resümee über die literarische Leistung und über die bisherige Rezeption von Tumlers Werk ziehen zu wollen, gerecht. Wichtig scheint mir, daß dem Leser die Möglichkeit geboten wird, bisher schwer zugängliche Arbeiten Tumlers kennenzulernen bzw. wiederzuentdecken. Hans Dieter Zimmermann hat versucht, die bedeutendsten der bisher erschienenen

Aufsätze zum Werk des Autors in einem Band zusammenzufassen. Die Vielfalt der verschiedenen Beiträge dokumentiert zugleich auch die Vielfalt von Tumlers Werk.

Tumler darf meiner Meinung nach nicht so einfach als Südtiroler Autor bezeichnet werden. Er ist zwar in Südtirol geboren und er hat sich intensiv mit seiner Geburtsheimat auseinandergesetzt, doch im Hinblick auf die Vielfalt seines literarischen Werkes darf er nicht als Südtiroler Autor verinnahmt werden. Tumlers Verhältnis zur Südtiroler Literatur könnte am besten durch den Begriff »korrespondierendes Mitglied« bezeichnet werden. Tumler schreibt zwar über dieses Land, aber aus der Position eines Außenstehenden, der immer wieder zu anderen — außerhalb Südtirols lebenden — Themen zurückkehrt. Tumlers Platz innerhalb der zeitgenössischen Literatur ist schwer zu definieren. Tumler überschreitet Grenzen und dies in vielfacher Hinsicht: man kann ihn nicht in irgendein Schema, eine literarische Strömung oder eine Nationalliteratur pressen. Tumler ist ein europäischer Autor, der über Österreich, Italien und Südtirol schreibt.

Markus Fritz

ERWIN GOSTNER: 1000 Tage im KZ. Ein Erlebnisbericht aus den Konzentrationslagern Dachau, Mauthausen und Gaseu. Edition Löwenzahl, Innsbruck 1987.

Die jüngste Publikation des Innsbrucker Löwenzahl-Verlages ist die Neuaufgabe eines der wenigen KZ-Erinnerungsbücher, die es von Tirolern geschrieben gibt. Es wurde schon im September 1945 durch das Militärkommando der Französischen Besatzungszone zur Veröffentlichung freigegeben und erschien erstmals 1947. Der Autor, gebürtiger Südtiroler (und nach bis zu seiner Entlassung aus dem KZ 1941 ist er italienischer Staatsbürger) ist bis zur Okkupation Österreichs durch die Deutsche Wehrmacht Mitarbeiter des politischen Referats der Sicherheitsdivision Tirol und sieht sich als »vaterländisch gesinnter Österreicher und Antinationalsozialist«. Schon am 12. März 1938 wird er in Hall von SA-Männern verhaftet, im Mai 1938 zusammen mit 49 weiteren Tirolern nach Dachau gebracht. In der Folge schildert er auf wenig pathetische Weise und mit Blick auch auf das geringste Detail den Aufenthalt in Dachau. Die Lagerstruktur, den Alltag der Häftlinge, der Demütigung, Schmerz und Tod bedeutet

1949 erfolgt die Überstellung Gostners nach Mauthausen, auch hier sesshafte Bild der Konfrontation zwischen den einzelnen Häftlingsgruppen. Eine persönliche Erleichterung ergibt sich für den Autor durch die Überstellung an das Außenlager Guseu (5 km von Mauthausen entfernt), die sich verschärfende Lage in Mauthausen selbst (zunehmender Lagerterror, medizinische Experimente an den Häftlingen usw.) erfährt und beschreibt er dennoch in ihrer ganzen Grausamkeit

Nicht zuletzt auf Intervention seiner Mutter wird Gostner 1941 aus dem Konzentrationslager entlassen, jedoch umgehend zur Wehrmacht einberufen. Das Kriegsende erlebt er nach Lazarettaufhalten in Gotha und München und in Innsbruck.

Durch die Neuaufgabe dieses Buches wird ein wichtiges Dokument österreichischer und Tiroler Geschichte während der Nazi-Zeit der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht, wobei in der Publikation selbst das »Zeithistorische Nachwort« von Christoph Haug von Harrungen und Georg Akker zur Person des Autors, zur Tiroler »KZ-Literatur«, zu Werk und Werkkontext sowie ein kurzer Abriss der Rezeptionsgeschichte das Bild abrunden.

Christa Köfler

RAINALD GOETZ: »Hirn«, »Krieg«
Frankfurt a.M. (Scherz) 1984.
(= edition währung - Neue Folge Band
320), zusammen ca. 500 Seiten.

»Der Kampf geht weiter, Sieg oder Tod.«
(Der Klappentext)

Dies wird eine halbtägige Besprechung
Und ich frage mich, ob Halbherzigkeit und Unentschlossenheit des Kritikers nicht ein guter Grund waren, sich einem Buch zu nähern. Oder glaubt noch jemand an die Souveränität des Rezensenten? Wir und was macht mich zögern? Der Autor heißt Rainald Goetz, Jahrgang 54 — promovierter Arzt. Bekannt geworden durch seinen spektakulären Auftritt beim Ingeborg-Bachmann-Preis in Klagenfurt anno 1983, wo er seine Lesung zu einem blühigen Happening umfunktionierte. Goetz liess sich konstant die Kopfhaut unter seiner Parkfrisur an, daß bei der Lesung — die eigentlich eine wilde Beschimpfung der versammelten deutschen Christen war — natürlich Blut floß. Der Jungautor kam ins Gerde und zu Strickman, und gab seinen ersten Roman heraus: »Hirn«. Ein beachtliches Buch über die Erfahrungen eines Arztes in einer psychiatrischen Anstalt.

Letztes Jahr folgte dem »Hirn« und »Krieg« im praktischen Doppelpack und bibliophilem Dünndruckausgabe »Hirn« vornehmlich Essays und Prosa, erschienen zwischen 1983 — 85 in verschiedenen Zeitschriften, vornehmlich aber im Musikblatt »Spex« des Goetz-Freundes Friedrich Ledersohn (vgl. Skolas 2, 86). »Krieg« hingegen ist ein Band mit drei Stücken (»Hilfloser Krieg«, »Schlichtens und »Kollis«). Meines Wissens waren die aus expressionistisch anmutenden Sprachströmen bestehenden Stücke noch auf ihre Uraufführungen, mal mangelhaft, Claus Peymann wollte sich an die sprachlicher Kraftmeierien von Goetz herumwegen. Rainald Goetz ist ein lebendes Widerschein im gepflegten Garten der deutschen Literatur der 80er Jahre, mit denen Tendenzen zur Flucht in die Höhen und Tiefen der menschlichen Seele. Haß, Wut, Ekstase, Aggression, so wohl tiefe nicht am besten der Goetz'sche Schreibstilpunkt benennen. Auf und gegen wen? Die kapitalistische Gesellschaft z.B., die bundesdeutsche »Kulturmafia«, oder Personen wie den amerikanischen Präsidenten usw. (die Aufzählung erhebt keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit). Ein anderer Wider? Neu ist Goetz! Wut gewiss nicht die literarischen Vorbilder — allen voran Rolf Dieter Brinkmann — sind nicht weit.

Was mich an Goetz (anfänglich) begeisterte, sein scharfer, korrosionsfähiges Engagement, die in ätzend scharfer Sprache vorgetragene Gesellschaftskritik, ist auch was mich jetzt an ihm stört, sein Engagement wirkt wie blinde Wut, die Gesellschaftskritik erscheint wie aufgesetzte Verbalattacken. Zurück bleibt die nominale Selbstinszenierung eines währenden Narzissen.
Denke ich aber an den missionarischen Welt-schmerz eines Peter Handke oder Detho Strauß ...
Gabriel Gräner

MERCEURS BLAAS: Die »Priesterverfolgung der bayerischen Behörden in Tirol 1806—1809. Der Churer Bischof Karl Rudolf von Baul-Schaunstein und sein Klerus im Kampf mit den staatlichen Organen. Ein Beitrag zur Geschichte des Jahres 1809, Seldern-Schriften 277, Innsbruck 1986, 308 S., 65 500.-


Zweilen werden Dissertationen veröffentlicht. Die Chancen dafür steigen natürlich, wenn es sich um ein Thema handelt, wie die »Priesterverfolgung der bayerischen Behörden in Tirol. Doch vielleicht ist es der Publikation schon von vornherein als Plus anzurechnen, daß sie mit ihrem Erscheinen zwei Jahre so spät dran ist, obwohl sich B. Hüter im Oktober 1984 hinweisen, angeblich das Tiroler Schicksaljahr 1809 waren Kirchen wieder nahezu gebracht wurde.
Die Intention des Buches — so die Vorlesung Autorin Blas — sei es, »den emotionalen Hintergrund der Tiroler Aufstände näherzugehen. Überstürzt eingeleitete Reformen seitens der Regierung, ein hartnäckiges und eckelloses Verhalten von Teilen der Bevölkerung ließen in einer tief konservativen und stark katholischen, ja manchmal bigotten Bevölkerung ein trübsames Klima entstehen. Dabei muß betont werden, daß viele jener Reformen, die die bayerische Regierung einführte, zweckmäßig, ja notwendig waren; die Art und Weise allerdings, wie sie realisiert wurden, zeigt, wie wenig Einfühlungsvermögen die maßgeblichen Stellen in die Denkmuster der Menschen hatten. Leidtragende des Kampfes zwischen Kirche und Staat, zwischen Rom und München war eine zumeist rationale Geistlichkeit und vor allem eine völlig verunsicherte Bevölkerung, die man schwersten Gewissenskonflikten aus-

setzte. Leidtragende waren auch die Tiroler Bischöfe« (S. 12).
Die Frage nach den Export von Fortschritt und Reformen ist sicher eine notwendige und zumindest nicht leibhaftig zu beantworten.
Allerdings täuscht diese Ankündigung in gewisser Weise, denn der Schwerpunkt der Arbeit liegt eindeutig auf der Darstellung der Ereignisse im tirolischen Anteil des Bistums Chur und konzentriert sich dabei vor allem auf die Person des Bischofs. Die Zeit von 1804 — 1809 stellt den thematischen Schwerpunkt dar; es findet sich außerdem eine ausführliche Einleitung (Kap. 1 — 4), die sich mit der Geschichte des Bistums Chur vor der Annexion an Bayern befaßt. Die Schlusskapitel reichen bis 1833, dem Ende der Amtierung des Churer Bischofs.

Das Thema wird — soweit ich das beurteilen kann — zwar sehr gründlich bearbeitet, es werden z.T. interessante Einzelheiten dargestellt, manchmal verzettelt die Liebe zum Detail allerdings den Blick auf das Wesentliche. So findet eine Beweitung der Reformen in Tirol auf ihre Wirkung auf die Bevölkerung selten und nur in Nebenstrichen statt. Es gibt zwar einige Anmerkungen, in denen versucht wird aufzuzeigen, daß nicht allein die bayerischen Reformen gegen die »Volksfrömmigkeit« (etwa die Vorverlegung der Mitternachtsmesse) sozial Unmut bewirken konnten, sondern daß sich vor allem die geistliche Hierarchie gegen die Bedrohung ihrer Interessen durch den Staat (bezüglich der Pfändungsvergabe, Ausbildung des Klerus etc.) zur Wehr setzte und auch das Volk mit Erfolg dafür mobilisierte. (Vgl. in diesem Zusammenhang das Kapitel über die »Staatspresuren«.)
Im großen und ganzen wird aber die Opferrolle der konservativen Tiroler Bevölkerung und des Klerus gegenüber der bayerischen Regierung nicht in Frage gestellt; die längerfristige Bedeutung des tirolischen Widerstands gegen die Aufklärung wird nicht reflektiert.

Es liegt hier sicher ein Buch vor, das ohne großen Pathos eine Reihe sachlicher Informationen liefert. Gerade bei einem Thema, wie dem behandelten, sollte sich die Historikerin aber auch der ideologischen Besetzung des Textes bewußt sein und aufgrund über jahrelanger Beschäftigung mit dem Thema in der Lage sein, mit ihren eigenen Einschätzungen kritisch zu intervenieren. Solche fehlen allerdings.
Ich persönlich habe zwar den Eindruck, daß die Gedichtsschreibung um 1809 ein größeres Gegenwärtigkeit notwendig gehabt hätte, aber es ist drumwen die Thematik interessiert, sollte sich das Buch ruhig einmal anschauen. Der Preis dürfte allerdings nicht jedermanns Sache sein.

Martha Verderber



Ein Junge kann wachst nicht gerne alleine ...

GESUCHT: Marketing-Absolvent mit Pfiff und Arbeitstrende!

*Junge, gut ausgebildete, werbezunehmende
Intelligenzen, freudlichen Kollegen, der für
Kundenkontakt und auftrags. Organ. sich von genügend
Freude mitbringen. Sitz in München. Gehalt + Erfolgs-
Prämie empfinden. Ihre Bewerbung richten Sie
bitte an die Werbe Company München, Fetta 6 - Str. 7a
Tel. 089-3-31206*